C. F. M. Richter's
Reisen
zu Wasser und zu Lande
in
den Jahren 1805—1817.

Für
die reifere Jugend zur Belehrung
und
zur Unterhaltung für Jedermann.

Drittes Bändchen.

Zweite verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1831.

T. F. M. Richters

Reisen zu Wasser und zu Lande,

in den Jahren 1805—1817.

Für die reifere Jugend zur Belehrung, und zur Unterhaltung für Jedermann.

Drittes Bändchen.

Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1831.

Reise

von

Hamburg nach Bordeaux

und

über Saint Louis nach Isle de France,

mit

besonderer Hinsicht auf den Charakter und die Lebensart der Seeleute;

von

T. F. M. Richter.

Dritte verbesserte und wohlfeile Taschenausgabe.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1831.

246/47/567

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

1.

Der Verfasser begibt sich zu Lande von Hamburg nach Tönningen, um den Schiffskapitän Feddersen auf seinen fernern Reisen zu begleiten. Bemerkungen, die damaligen Verhältnisse jener beiden Städte betreffend. Unterhaltende Gegenstände auf der Reise. Ankunft in Tönningen — nächtliches Abenteuer daselbst. . . . . . S. 1—5.

2.

Der Verfasser hat, nachdem er auf dem Schiffe des Kapitän Feddersen angelangt ist, Gelegenheit, ihm einen wichtigen Dienst zu leisten. Beschreibung des Schiffes, einer Galeasse — Maßregeln, um sich ungeachtet der Kleinheit desselben bequem einzurichten. Eigenheiten der Befehlhaber kleiner Schiffe. Unsere Galeasse erhält die Bestimmung, nach Bordeaux zu gehen. . . . . . . S. 6—12.

3.

Abfahrt von Tönningen — ungünstige Witterung — Unannehmlichkeiten, durch das Schwanken des Schiffes veranlaßt. Ein günstiger Windwechsel versetzt uns schnell in den Kanal. In der Bai von Biscaja werden wir häufig von englischen Kapern beunruhigt. Herrlicher Anblick eines englischen Geschwaders in feierlichem Aufzuge. S. 13—20.

4.

Ankunft bei der Mündung der Gironde — Beschreibung des daselbst befindlichen Leuchtthurms Cordouan. Ein Lootse führt unsere Galeasse wohlbehalten in den Fluß — das dortige Wachschiff sendet Beamte zur Untersuchung derselben. Wir fahren den Strom hinauf — Schönheit der ihn umgebenden Landschaften. Bemerkungen über die Gewässer der Gironde, Ebbe und Fluth betreffend. S. 21—24.

5.

Wir ankern im Hafen von Bordeaux. Angenehmer Ein-

druck, welchen der Anblick dieser Stadt und ihrer Umgebungen auf den Verfasser macht. Bemerkungen in Hinsicht des Hafens und der daselbst befindlichen Schiffe. Beschreibung der Stadt — das merkwürdige Niederthor (porte basse) und andere alterthümliche Ueberbleibsel — öffentliche Gebäude und Plätze — Merkwürdigkeit des Begräbnißplatzes bei der Kirche St. Severin — der Springbrunnen Duge. Die Vorstadt Les Chartrons — ihre Schönheiten — der hier befindliche Kai, wo sich der Anblick der mannichfaltigsten Gegenstände darbietet — Kniffe eines listigen Judenjungen. Das Erzbisthum zu Bordeaux. Die Universität. Die Akademie der schönen Wissenschaften. Schulen. . . . . S. 25—36.

6.

Schilderung der Einwohner von Bordeaux — Gewerbe derselben — ihr Aeußeres — ihre Sprache — ihr Charakter — ihre Sitten und Gebräuche. . . . . . S. 37—50.

7.

Fortgesetzte Beschreibung der Sitten und Gebräuche. Vergnügungen — Gaukelspiele — der Verfasser findet das Tonspiel einiger Blinden ungemein anziehend. Vergleichung der Franzosen mit den Engländern in Hinsicht der Reinlichkeit. Vortheilhafte Einrichtung der Barbierstuben in Bordeaux. . . . . S. 51—65.

8.

Die gegen Dänemark gerichteten Feindseligkeiten Englands werden in Bordeaux bekannt — die Lage, worein die daselbst befindlichen Dänen durch das Schicksal ihres Vaterlandes versetzt werden. Herr Feddersen reis't mit seinen Leuten zu Lande nach der Heimath zurück. Der Verfasser, der sich von ihm getrennt hat, geht auf ein nach Isle de France bestimmtes französisches Handelschiff, wo ihm die Stelle des Supercargo übertragen wird. Beschreibung des Schiffes, Oiseau genannt. Schilderung seiner Mannschaft, nebst einigen Charakterzügen seines Ei-

genthümers, des Kaufmann Dupois, der sich mit auf die Reise begibt. . . . . S. 66–77.

9.

Abreise von Bordeaux — das Verfahren der Mannschaft gibt Anlaß zu einer Vergleichung der französischen Seeleute mit denen der nördlichern Nationen. Das Schiff ankert bei der Mündung des Flusses — interessantes Schauspiel, welches das nächtliche Leuchtfeuer des Cordouan gewährt. Ein französischer Kaper wird von englischen Kriegschiffen bis in die Nähe des Cordouan verfolgt, wo eins derselben liegen bleibt, was den Oiseau in See zu gehen verhindert. Der Verfasser besucht das Kaperschiff, wo die grausame Behandlung der Gefangenen einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn macht. Die Mannschaft eines französischen Küstenfahrers wird von einigen Portugiesen vor unsern Augen ermordet. Ein Vorfall, der den hitzigen Charakter des Herrn Dupois enthüllt. Eine Spazierfahrt nach dem Städtchen Royan. . . . . . . S. 78–87.

10.

Unser Schiff geht, in Gesellschaft vieler Küstenfahrer und unter dem Geleit eines Kanonenbootes, in See, um in den Häfen von Nantes und L'Orient einige Frachtgüter für Isle de France einzunehmen. Langsamer und oft gestörter Fortgang dieser Reise — Bemerkungen über die französische Küstenfahrt damaliger Zeit, und über die Lebensweise der französischen Seeleute. Die Flotte wird von einem englischen Kreuzer überfallen, zersprengt und zum Theil genommen. Der Oiseau entgeht diesem Schicksal und kommt, nach einigem Aufenthalt in Sables d'Olonne, glücklich in der Loire an. Das Eis auf dem Flusse erschwert die Beschiffung desselben — doch erreichen wir Paimboeuf, den gewöhnlichen Ankerplatz der nach Nantes bestimmten größern Schiffe. . . . . S. 88–99.

11.

Die Eitelkeit des Herrn Dupois gibt Veranlassung zu

einem langen und unthätigen Aufenthalt in Paimboeuf. Unterdessen begibt sich der Verfasser auf kurze Zeit nach Nantes. Ein Betrüger versucht, unsere Matrosen zum Entlaufen zu verführen. Die Fahrt nach L'Orient wird endlich angetreten. Vorfälle während derselben — man landet auf der Insel Belle = Isle — ein Ausflug in das Innere dieser Insel — Abenteuer dabei. Glückliche Ankunft in L'Orient — günstige Lage seines Hafens. Bemerkungen über den damaligen Zustand der französischen Marine. . . . . S. 100—112.

12.

Wir treten die Reise nach Isle de France an. Vorfälle, die den Charakter unserer Mannschaft bezeichnen. Eine seltsame Flotte. . . . . : . . . . . . S. 113—120.

13.

Ankunft bei Madeira — Ansicht dieser schönen Insel. Teneriffa — der Berg Pico de Teyde. Der Oiseau wird unvermuthet von einer englischen Fregatte verfolgt, entkommt ihr aber durch seine große Schnelligkeit — Bemerkungen über die mannichfaltigen Mittel, welche die Segelkraft eines Fahrzeuges verstärken können. Das Schiff segelt zur Ausbesserung des erlittenen Schadens nach dem Senegal. Auf dem Wege dahin geräth es in Gefahr, auf eine Sandbank zu laufen, erreicht jedoch wohlbehalten die Küsten am Senegal, wo ihm die sich aufthürmenden Wasserwände große Gefahr drohen. Man ankert vor der Mündung des Flusses — Ursachen dieser Maßregel. S. 121—129.

14.

Der Verfasser fährt mit Herrn Dupois und dem Kapitän des Schiffes nach St. Louis, dem Sitze der französischen Colonie — die Einfahrt in die Mündung des Senegal ist mit Gefahren verknüpft — Ansichten der beiderseitigen Ufer — die im Strome liegenden Inseln — Ankunft und kurzer Aufenthalt auf St. Louis. . . . . S. 130—135.

15.

Der Verfasser wird mit dem Herrn Ficher, einem Beamten der Compagnie, bekannt und von ihm zu einem längern Besuch auf St. Louis veranlaßt. Beschreibung dieses Eilandes und der darauf befindlichen Stadt mit ihren Festungwerken und ihrem Hafen. . . . . S. 136—143.

16.

Beschreibung der Einwohner auf St. Louis. Bemerkungen, den Handel dieser Colonie betreffend. S. 144—156.

17.

Der Verfasser und Herr Dupois begleiten den Herrn Ficher auf seiner Geschäftreise nach der Bucht der Wüste — Schwierigkeiten der Schifffahrt auf dem Senegal — der Reichthum dieses Flusses an Fischen. Man landet am linken Ufer, um die Rückkehr der Fluth zu erwarten. S. 157—160.

18.

Allgemeine Bemerkungen über das, die französische Colonie umgebende, Reich Hoval und die übrigen jaloffischen Staaten. . . . . S. 161—171.

19.

Ein Spaziergang in das Innere des Landes, auf welchem die den Negern eigene Tanzlust, ihre Gutmüthigkeit, die ungeheure Größe eines Baobabs und einiger Affenbrodbäume, so wie die Heilkunst eines maurischen Marabuts hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit erregen. Die Ronupalmen nebst ihren Früchten. Weitere Fahrt auf dem Senegal — ein Löwe verfolgt einen Tiger über den Fluß — unsere Schiffleute machen vergebens den Versuch, erstern zu erlegen — spaßhafte Auftritte mit den Affen — allgemeine Beschaffenheit der Ländereien in der Gegend des Eilandes Serinpalé. . . . . S. 172—180.

20.

Ankunft in der Bucht der Wüste — Unterhandlung mit dem maurischen Kaufmann, welcher uns erwartet hatte. Beschreibung der maurischen Volkstämme, mit welchen die

Franzosen am Senegal Verkehr haben — ihre Unabhängigkeit — ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften — ihre übertriebene Liebe zu den Kindern — ihre Lebensart. Die Unterhandlung mit dem maurischen Kaufmann wird fruchtlos abgebrochen — man bereitet sich zur Rückfahrt nach St. Louis. Der Verfasser hat das Unglück, in die Gefangenschaft der Mauren zu gerathen — wird jedoch nach einigen Drangsalen durch einen gutmüthigen Neger wieder befreit, und wohlbehalten zu seinen Gefährten in St. Louis gebracht, worauf er, in Gesellschaft des Herrn Dupois, an Bord des Schiffes zurückkehrt. Vorfälle auf demselben während seiner Abwesenheit. . . S. 181—196.

21.

Fortsetzung der Reise nach Isle de France — Beschäftigung der Schiffsmannschaft — Zeitvertreib derselben. Wir erreichen das Vorgebirge der guten Hoffnung. Merkwürdige Erscheinung von Wasserhosen. Nächtliches Schauspiel eines vulkanischen Ausbruchs auf der Insel Bourbon — Ansicht dieses Eilandes. . . . . S. 197—203.

22.

Ankunft bei Isle de France — die äußere Gestalt dieser Insel und die Beschaffenheit ihrer Küsten. Man landet glücklich in Port Louis — Beschreibung des Hafens. Bemerkungen über das Eiland in geschichtlicher und naturgeschichtlicher Hinsicht. Schilderung der Stadt Port Louis — deren Umgebungen — Einwohner — Handel. S. 203—212.

23.

Umstände, die unsere Absicht, die indischen Gewässer zu beschiffen, vereiteln — man macht Anstalt zur Rückreise nach Frankreich. Listiger Diebstahl eines Malaien. Wir langen, nach einer kurzen Fahrt, wohlbehalten an der Mündung der Loire an. . . . . S. 212—214.

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Der Verfasser begibt sich zu Lande von Hamburg nach Tönningen, um den Schiffskapitän Feddersen auf seinen fernern Reisen zu begleiten. Bemerkungen, die damaligen Verhältnisse jener beiden Städte betreffend. Unterhaltende Gegenstände auf der Reise. Ankunft in Tönningen — nächtliches Abenteuer daselbst.

Die Unvorsichtigkeit, daß ich — zu Ende Novembers 1806 — nach kaum überstandenem Fieber mich auf die Reise begeben hatte, zog mir in Hamburg einen Rückfall zu, woraus eine langwierige Krankheit wurde; und es rückte der Monat Mai heran, ehe sich meine Kräfte wieder sammelten, und der Arzt mich außer Gefahr erklärte.

Um diese Zeit erhielt ich vom Schiffskapitän Feddersen eine Einladung nach Tönningen, wohin er in der Absicht, ein Schiff zu kaufen, abgegangen war. Seine beiden Söhne, meine Zöglinge, überbrachten mir die Botschaft, und hatten Auftrag, mich zu begleiten. Wir traten daher an einem schönen Morgen die Wanderung an.

Tönningen war schon seit einigen Jahren, wegen

der Sperrung des Elbstroms, wodurch die Schifffahrt und der Handel Hamburgs immer mehr in Abnahme kam, ein sehr besuchter Seehafen, und überhaupt eine Zuflucht für die Bewohner jener sinkenden Handelstadt geworden. Viele ihrer Kaufleute wendeten sich dahin, um von dort aus Geschäfte zu machen; viele Seeleute suchten auf den dort einlaufenden Schiffen ihr Unterkommen, und eine Menge Menschen aus den übrigen Ständen folgte ihnen, um an dem guten Verdienste, welcher sich den Tönningern darbot, Theil zu nehmen. In diesem Frühjahr erweiterten sich die Handelsverhältnisse zwischen den beiden Städten noch mehr, da Hamburg — das die Franzosen im Herbste des vorigen Jahres besetzt hatten, — durch die Engländer von aller Gemeinschaft mit dem Meere ausgeschlossen war. An dem Tage, wo wir uns nach Tönningen auf den Weg machten, wurden Viele vom schönen Wetter veranlaßt, die beschlossene Wallfahrt dahin anzutreten, daher die Straße von Fuhrwerk und Reisenden wimmelte. Ich erinnerte mich dabei an die Bemerkung eines Dänen, welcher Tönningen „das gelobte Land der Hamburger" nannte.

Es dauerte nicht lange, als wir unter den Wanderern einige Bekannte trafen, die sich uns anschlossen; zu ihnen gesellten sich wieder andere, so daß die Gesellschaft in kurzem einen Zug von ungefähr vierzig Personen bildete. Diese zahlreiche Begleitung war Anfangs nicht lästig, sondern diente, uns den Weg zu verkür-

zen; bald aber empfanden wir auch die Unannehmlichkeiten, welche mit großen Reisegesellschaften verbunden sind: Verschiedenheit der Wünsche und Bedürfnisse, und schlechte Bewirthung in den Gasthäusern.

Wir hielten es daher nach dem ersten Nachtlager für rathsam, den großen Haufen voraus ziehen zu lassen, und uns auf die erste Gesellschaft zu beschränken. Dessen ungeachtet bekamen wir einen neuen Begleiter an einem jungen, kenntnißvollen Manne, welcher Medicin studirt und nun die Absicht hatte, als Schiffarzt zu reisen.

Dieß gab unserer Wanderschaft eine andere Richtung. Wir hatten bisher, wie es auf Geschäftreisen zu geschehen pflegt, nur das schnelle Fortkommen berücksichtigt; jetzt wurde ein gemächlicher Schritt angenommen, mancher kleine Abstecher gemacht und oft inne gehalten, um die sich darbietenden Gegenstände zu betrachten.

Gern verweilte das Auge, als wir durch die fetten Marschgegenden Schleßwigs zogen, auf den üppigen Feldern und den herrlich grünenden Auen mit ihren zahlreichen, trefflichen Heerden. Gern verweilte es bei den schönen, Wohlstand verkündenden Dorfschaften und den Gruppen fröhlicher und wohlgenährter Landleute. Auch die Torfgruben, Ziegelhütten und holländischen Windmühlen zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Diese gefälligen Ansichten, erhöht durch die Reize des Frühlings und die Lebhaftigkeit auf der Straße,

verbunden mit der geistreichen Unterhaltung unseres neuen Gesellschafters und der innigen Anhänglichkeit, welche mir meine beiden jungen Freunde bezeigten, versetzten mich in die heiterste Stimmung. Der Genuß der Milch, welche in jenen Gegenden so nahrhaft und heilsam ist, die mäßige Bewegung, worin mein Körper erhalten wurde, und besonders die Alles belebende Mailuft, hatte den erwünschtesten Einfluß auf meine Gesundheit. So erreichte ich Tönningen, nach fünf vergnügten Tagereisen, mit erhobenem Gemüth und gestärktem Körper.

In den Umgebungen des Städtchens erblickten wir eine Menge Zelte, worin viele von den eingewanderten Hamburgern, weil der kleine Ort sie nicht fassen konnte, wohnten und ihre Gewerbe trieben. Diese flüchtig gebauten Wohnungen, — von welchen ich schon oft unter dem Namen der „fliegenden Vorstädte" gehört hatte, — stellten die verschiedensten Scenen dar, Scenen der Thätigkeit und des Gewerbfleißes, der Erholung und des Vergnügens, der Ueppigkeit und Verschwendung. In einigen sah man Waarenlager, Kaufleute und Mäkler mit Feder und Schreibtafel in der Hand, in andern Werkstätte und geschäftige Arbeiter, in noch andern Speise- und Schenkwirthschaften mit zahlreichen Gästen, welche aßen und tranken, tanzten oder spielten, sangen oder sich stritten. Die nächtliche Beleuchtung machte das Ganze um so anschaulicher.

Bei unserer Ankunft im Städtchen selbst erfuhren

wir, daß Herr Feddersen ein Schiff gekauft und sich auf der Reede damit vor Anker gelegt hatte. Es war zu spät, um noch diesen Abend dahin abzugehen; wir beschlossen daher, die Nacht am Lande zuzubringen. Da alle Wirthshäuser von Fremden wimmelten, so sahen wir uns lange vergebens nach einem Nachtlager um, bis wir endlich in einem der Zelte Aufnahme fanden. Der Besitzer, ein Hamburger Garkoch, überließ uns den abgesonderten Theil desselben, nebst den darin befindlichen Betten seiner Familie, die während der Nacht mit Kochen und mit Bedienen der häufig zusprechenden Gäste beschäftigt war. Wir hatten uns kaum niedergelegt, als das Zelt von muthwilligen Leuten umgerissen wurde und, da es auf brennende Kerzen und glühende Kohlen fiel, fast in Brand gerathen wäre. Man kann leicht denken, daß uns dieser Streich aus den Betten trieb und die sämmtlichen Gäste in große Verwirrung brachte. Es dauerte wohl zwei Stunden, ehe man wieder in Ordnung kam, und der übrige Theil der Nacht verging, ohne daß ich und meine Gefährten ein Auge schließen konnten.

2.

Der Verfasser hat, nachdem er auf dem Schiffe des Kapitän Feddersen angelangt ist, Gelegenheit, ihm einen wichtigen Dienst zu leisten. Beschreibung des Schiffes, einer Galeasse — Maßregeln, um sich ungeachtet der Kleinheit desselben bequem einzurichten. Eigenheiten der Befehlhaber kleiner Schiffe. Unsere Galeasse erhält die Bestimmung, nach Bordeaux zu gehen.

Mit Tagesanbruch eilten wir an das Ufer der Eider und mietheten ein Boot, um nach der Reede zu fahren; der junge Reisende, dessen Gesellschaft wir bisher genossen hatten, nahm dann Abschied und folgte seinen eigenen Geschäften. Die eingetretene Ebbe, die Leichtigkeit des Bootes und die noch ungeschwächte Kraft der Ruderer vereinigten sich, die Fahrt den Fluß hinab ungemein zu beschleunigen. Bald war das Städtchen unsern Blicken entschwunden, und die weite Reede mit ihren Schiffen lag vor uns ausgebreitet.

Wir langten bei den Zwei Brüdern — so hieß das nunmehrige Schiff des Kapitän Feddersen — sehr früh, und zwar zu einer Zeit an, wo wir es einer großen Gefahr entreißen konnten. Der Koch hatte — wie es auf den Kauffahrern, wenn sie vor Anker lie-

gen, üblich ist, — die Morgenwache gehabt, und zugleich das Frühstück bereitet. Auch war er beschäftigt gewesen, Pech heiß zu machen; aber unglücklicher Weise hatte ein herbeikommendes Höckerboot ihn verleitet, seine Arbeit zu verlassen und sich tüchtig zu betrinken. Wir fanden ihn, als wir auf das Verdeck traten, in einem sinnlosen Zustande; und das unbewachte, in's Kochen gekommene Pech lief eben über und gerieth in Brand. Die sämmtliche Mannschaft lag, weil niemand sie weckte, noch tief im Schlafe, und das Feuer würde schnell um sich gegriffen haben, wären wir nicht so glücklich gewesen, es im Entstehen zu dämpfen.

Sonach mußten wir froh sein, daß man in der vergangenen Nacht das Zelt über uns eingebrochen hatte; denn außerdem würden wir noch in guter Ruhe geschlafen haben, während das verwahrlos'te Schiff im Feuer aufgegangen wäre. Beiläufig erwähne ich, daß der Kapitän — dessen religiöse Denkart meinen Lesern aus den vorigen Reisen bekannt ist, — diesen Umstand benutzte, seine Leute auf die besondern Wege der Vorsehung aufmerksam zu machen; er hielt zu dem Ende, als wir auf die offene See gekommen waren, in seinen gewöhnlichen Betstunden einige kräftige Vorträge.

Der berauschte Koch kam indessen dadurch, daß man einen Eimer Wasser nach dem andern über ihn goß, bald wieder zur Besinnung. Der begangene Fehltritt wurde ihm vom Kapitän zwar hart verwiesen,

aber in Rücksicht seiner sonst guten Eigenschaften bald verziehen. Eine minder glimpfliche Behandlung mußte er von den Matrosen erdulden, als sie ihr gewöhnliches, aus steifer Grütze bestehendes Frühstück verbrannt und die Theekessel zerschmolzen sahen.

Die ersten Tage meines Aufenthalts am Bord der Zwei Brüder verstrichen unter Anstalten, mich für die Reise einzurichten. Ich hatte dabei oft Gelegenheit, mich des verlornen schönen Schiffes, der Fredensborg zu erinnern, indem ich mancherlei Bequemlichkeiten vermißte, die ich dort gehabt hatte. Das gegenwärtige war eine Galeasse, eine kleinere Art von Seeschiffen, die in der Mitte mit einem Hauptmast, und hinten mit einem niedrigen Basaanmast, der gewöhnlich nur Ein Segel trägt, versehen sind. Dieses Fahrzeug war nach einem sehr verjüngten Maßstabe gebaut, und der Platz daher äußerst beschränkt. Die Kajüte bestand in einem einzigen engen Gemache, weil der ganze übrige Theil des Schiffes den Raum ausmachte. In der Kajüte befanden sich auf jeder Seite zwei Kojen, oder mit der Wand verbundene Bettstätten, welche das Ansehen von Schränken hatten; sie waren für den Kapitän, seine Söhne und für mich bestimmt. Wir befestigten vor denselben unsere Koffer, die nebst einem Tische, einigen Stühlen und Schränkchen, das Gemach völlig ausfüllten.

Da die für mich bestimmte Koje das einzige Plätzchen war, welches ich mein nennen konnte, so suchte

ich derselben eine mir vortheilhafte Einrichtung zu geben. Ich versah sie inwendig mit Simsen, um meine Geräthschaften darauf zu legen. Auf diese Weise hatte ich nicht nur den Vortheil, das Meinige leicht übersehen und nie verlegen zu können, sondern ich durfte auch des Morgens beim Erwachen nur die Hand ausstrecken, um eines meiner Bücher, das Rasierzeug, die Tabakpfeife und dergleichen zu erlangen; eine Bequemlichkeit, die mich auf der Reise oft verleitete, eine Stunde länger, als ich gewohnt war, im Bette zu bleiben, und manches Geschäft darin zu verrichten.

Eben so beschränkt, wie die Kajüte, war auch das Verdeck. Auf dem hintern Theile desselben stand ein Roof, d. i. eine Art Hütte mit Kammern für den Steuermann und die übrige Mannschaft, so wie auch zur Aufbewahrung der Schiffsvorräthe. Das Roof hatte so großen Umfang, daß es an drei Seiten nur schmale Gänge ließ, worin zwei Menschen einander kaum ausweichen konnten. Eine solche Einrichtung findet auf vielen Galeassen, auf den Kuffen, Schmacken und andern kleinen Seeschiffen Statt, und dient, obschon der Bequemlichkeit dadurch Abbruch geschieht, den Raum bloß zur Ausfüllung mit Frachtgütern benutzen zu können.

Diese allgemeine Beschränktheit des Platzes führte, so lange wir uns auf der Reede befanden, um so mehr Unannehmlichkeit mit sich, da wir dort häufig Besuch erhielten. Besonders kamen die Schiffer von

den in der Nähe liegenden kleinen Fahrzeugen oft herbei, um Bekanntschaft mit Herrn Feddersen zu machen, den sie gegenwärtig, weil er nur eine Galeasse befehligte, zu ihres Gleichen zählten. Wenn sich dann drei oder vier solche, gewöhnlich sehr beleibte Herrn in unserer Kajüte niedergelassen und ausgebreitet hatten, so mußten wir übrigen auf alle Bequemlichkeit und selbst auf einen Platz zum Sitzen Verzicht thun. Die üble Gewohnheit, beständig Tabak zu kauen oder zu rauchen, und dabei um sich zu spucken, vermehrte das Unbehagliche ihres Besuchs. Am unerträglichsten aber waren uns die Gespräche derselben; denn diese Leute machen in Hinsicht der Bildung und Weltkenntniß einen auffallenden Abstich mit den Seefahrern, die weite Reisen unternommen haben, indem ihre Ideen in einem sehr engen Kreise schweben. Wind und Wetter, Frachten, Assekuranzen und Havereien, Löschen und Laden, Schiffsbedürfnisse, Lohn und Verpflegung der Matrosen — dieß sind ungefähr die Gegenstände, um welche der Faden des Gesprächs sich windet. Gleichwohl hegen sie eine hohe Meinung von ihrem Wissen und von ihrem Stande; und es gibt keinen eingebildetern Menschen, als einen solchen Schiffer, wenn er, mit einem Schiffjungen hinter sich, am Lande einher schreitet, und von allen Seiten den Ehrentitel „Kapitän" erhält. Ich verlor bisweilen die Geduld, wenn ich gezwungen war, das Geschwätz dieser Menschen einen

halben Tag mit anzuhören; und noch unangenehmer mußte ihr Umgang für den einsichtvollen Feddersen sein, weil er dadurch zugleich an sein Schicksal erinnert wurde, das ihn zu dieser niedrigen Klasse von Seefahrern herabsetzte.

Zum Glück wurden wir einige Mal durch die Besuche des jungen Mannes entschädigt, welcher mir auf der Reise nach Tönningen Gesellschaft geleistet, und nun auf einem dänischen Ostindienfahrer die Stelle des Arztes erhalten hatte. Jede Zusammenkunft mit ihm war für mich ein wahres Fest. Jungen Leuten, die Universitäten besucht haben, und besonders wenn sie sich in einer andern Sphäre des Lebens treffen, gewährt die Erinnerung an die glücklichen Studienjahre ein eigenes Wohlgefühl. Unser Freund erzählte daher oft von Jena und Göttingen, so wie ich gern von Leipzig sprach. Hauptsächlich aber unterhielten wir uns über Gegenstände der Erdkunde und Naturgeschichte, da wir beide eine Vorliebe für diese Wissenschaften gefaßt hatten; auch Feddersen war darin zu Hause, und so bildeten wir einen geselligen Kreis, dem es niemals an Stoff zu angenehmer und lehrreicher Unterhaltung fehlte.

Ich habe in meinem Leben wenig Menschen gefunden, mit welchen ich so schnell und so innig vertraut wurde, als mit diesem jungen Arzte. Gleichheit des Alters, der Neigungen und Wünsche zog uns gegenseitig zu einander hin. Um so schmerzhafter war es

mir, als eines Tages das Schiff, worauf er sich befand und welches eine Reise nach Calcutta machte, so unerwartet schnell absegelte, daß ich ihm nicht einmal Lebewohl sagen konnte. Wir haben uns jedoch auf spätern Reisen mehrmals wieder getroffen und Gelegenheit gehabt, einander Beweise von fortdauernder Freundschaft zu geben.

Als Walter — so hieß dieser Freund — meinem Umgang entzogen war, fühlte ich mich selbst im Getümmel unzähliger Schiffe einsam und verlassen; der Aufenthalt am Lande wurde mir zuwider, und ich sehnte mich hinaus auf das hohe Meer, auf welchem mein Freund dahin schwebte. Die Erfüllung dieses Wunsches verzögerte sich indessen lange, weil es wegen des Ueberflusses an schönen Schiffen viel Mühe kostete, dem unsrigen, das etwas alt und unansehnlich war, eine Fracht zu verschaffen. Endlich erhielt es die Bestimmung, mit Ballast nach Bordeaux zu gehen, um dort eine Ladung Wein zu holen.

3.

Abfahrt von Tönningen — ungünstige Witterung — Unannehmlichkeiten, durch das Schwanken des Schiffes veranlaßt. Ein günstiger Windwechsel versetzt uns schnell in den Kanal. In der Bai von Biscaja werden wir häufig von englischen Kapern beunruhigt. Herrlicher Anblick eines englischen Geschwaders in feierlichem Aufzuge.

Wir gingen am 1. Juli (1807) unter Segel. Bald darauf drehte sich der Wind nach Südwesten, und behielt diese widrige Richtung, kleine Stillen abgerechnet, beinahe drei Wochen. Dabei war er oft sehr heftig, so daß man nur wenige Segel setzen und, ungeachtet der großen Sorgfalt, die auf das Laviren gewendet wurde, nur langsam vordringen konnte. An manchen Tagen machten wir kaum einige Meilen, und trieben an andern fast eben so viel wieder zurück; kein Wunder, daß wir in den erwähnten drei Wochen nicht weiter als bis auf die Höhe von Antwerpen kamen.

Während der Zeit war unser kleines Schiff ein Spiel der Wellen. Das immerwährende Schaukeln und Stoßen desselben verursachte mir zuweilen kleine Anfälle von der Seekrankheit, wiewohl ich seit meiner ersten Seereise nichts davon empfunden hatte; doch mochte wohl mein langer Aufenthalt am Lande und

eine von der ausgestandenen Krankheit zurückgebliebene Nervenschwäche mit dazu beitragen.

Ich erinnere mich noch oft der sonderbaren Gruppe, die wir bildeten, wenn wir bei stürmischem Wetter unsere Mahlzeiten hielten. Da man am Tische mit Bequemlichkeit nicht sitzen konnte, so traf der Steuermann, der unser Tischgenosse und Ceremonienmeister war, die Einrichtung, auf den Dielen zu essen. Man legte das Tischtuch und zwar — um das Fortrutschen des darauf gesetzten Geschirres zu verhindern, — in Falten gebrochen auf die Dielen, und lagerte sich um dasselbe. Bei sehr schlechtem Wetter wurde eine besonders feste Stellung angenommen, indem Zwei und Zwei sich einander gegenüber setzten, so daß Jeder den Rücken an einen Koffer und die Füße an die des Andern stützte. Der Kajütwächter (Diener des Kapitäns) mußte sich in die Mitte setzen, um die vollen Schüsseln zu halten und nicht überlaufen zu lassen. Es traf sich aber einige Mal, daß dieser etwas unbehülfliche Mensch durch die heftigen Stöße, die das Schiff bekam, sammt den Schüsseln umgeworfen wurde, und uns mit der heißen Suppe überschüttete. Um dergleichen Unfällen in der Zukunft vorzubeugen, verfertigte der Steuermann ein Gestell, worauf die Schüsseln, nach Art eines Seekompasses — der immer eine horizontale Lage behält, — schwebend standen. Diese Maschine befestigte man in unserer Mitte.

Die Leitung meiner Zöglinge vergönnte mir jetzt,

wie überhaupt auf der ganzen Reise, mehr Muße als ehedem; denn die gegenwärtigen beschränkten Vermögensumstände ihres Vaters bestimmten denselben, seinen Erziehungplan zu ändern. Anstatt sie, wie bisher, bloß wissenschaftlich zu beschäftigen, war er nun ernstlich darauf bedacht, sie zu tüchtigen Seeleuten zu bilden. Zu dem Ende übernahm er selbst das Geschäft, sie in den höhern seemännischen Wissenschaften oder der so genannten Steuermannskunst zu unterrichten; und der Steuermann erhielt den Auftrag, sie in den mechanischen Fertigkeiten des gemeinen Seemannes zu üben. Sie wurden daher oft angehalten, gemeinschaftlich mit den Matrosen zu arbeiten; auch war ihre Hülfe wegen der geringen Anzahl unserer Schiffsmannschaft bisweilen unentbehrlich. Doch ließ ich sie deßhalb nicht ohne Aufsicht, sondern stand ihnen auf dem Maste, wie am Steuerruder, und bei jeder Verrichtung zur Seite. Dieß war nicht nur eine Aufmunterung für die jungen Leute, zumal wenn sie sahen, daß ich Manches leichter als sie begriff und geschickter nachahmen konnte; es diente auch, meine körperlichen Kräfte zu üben, und verschaffte mir eine ziemliche Gewandtheit in seemännischen Arbeiten, die mir in der Folge sehr zu Statten kam. Besonders zog ich vielen Nutzen aus dem Unterrichte des Kapitäns, dem ich regelmäßig beizuwohnen pflegte.

Auf der Höhe von Antwerpen erhielten wir einen günstigen Wind, der uns schleunig in den britischen

Kanal versetzte. Schon im deutschen Meere hatten uns die englischen Kreuzer oft angehalten und genau untersucht; im Kanal ereignete sich dieß noch weit häufiger. Es wurde uns auch von einigen Fischern hinterbracht, daß ein Friedensbruch zwischen England und Dänemark sehr nahe sei, und daß man bereits viele dänische Kauffahrer in Beschlag genommen habe. Wir fürchteten daher, ein gleiches Schicksal zu erfahren. Da jedoch die Engländer den Grundsatz befolgten, die Ballastschiffe friedlich nach ihrer Bestimmung gehen zu lassen, damit sie ihnen dann mit voller Ladung in die Hände gerathen möchten, so schlüpften wir überall glücklich durch, und gelangten in die Bucht von Biscaja.

Hier blieben wir ziemlich unangefochten von den englischen Fregatten, weil sie zum Theil mit den Absichten, die ihre Regierung auf Dänemark hatte, noch unbekannt waren. Allein wir stießen sehr oft auf Kaper, welche zwar das Schiff zu nehmen sich nicht für befugt hielten, dennoch aber, nach ihrer bösen Gewohnheit, mancherlei Plünderungen verübten. Der eine raubte uns einen Compaß, ein anderer sehr schätzbare Seekarten. Nach der Zeit pflegten wir beim Anblick solcher Räuber alle Gegenstände von einigem Werth sorgfältig zu verbergen. Diese Vorsicht hätte eines Tages beinahe sehr üble Folgen gehabt. Wir begegneten einem Kaper, der uns — was sonst nicht geschah, — durch einen scharfen Kanonenschuß zum

Beilegen auffoderte; er schien zu denen von Guernsey zu gehören, die unter allen englischen Kaperschiffen, wegen ihres gewaltsamen Verfahrens gegen Freund und Feind, am meisten berüchtigt sind. Wir hatten so eben alles Geräth aus dem Wege geräumt, als zehn oder zwölf Mann abgeschickt wurden, unser Schiff näher in Augenschein zu nehmen. Sie sprangen mit spähenden Blicken auf das Verdeck; und während der Offizier unsere Pässe untersuchte, durchstrichen die übrigen alle Gemächer, um Beute zu machen. Da sie aber nichts fanden, was ihrer Habsucht genügte, so kamen sie murrend und erbittert zurück, und einer hatte die Dreistigkeit, unsern Matrosen Thomas bei der Jacke zu fassen, um sie ihm auszuziehen. Thomas, ein junger starker Mann, der sich von Niemand ungestraft beleidigen ließ, versetzte seinem Gegner eine so kräftige Ohrfeige, daß er von einer Seite zur andern taumelte. Dieß war die Losung zu einem allgemeinen Handgemenge. Die Räuber sprangen wüthend auf unsere Leute zu, indem sie — nach englischer Sitte, sich zu prügeln, — Stöße in das Gesicht und in die Rippen unter dieselben austheilten. Allein, die senkrechten Hiebe der nervigern Dänen fielen so schwer auf ihre Köpfe, daß sie, obschon überlegen an Zahl, den Kürzern zogen, weßhalb einige nach ihren Pistolen griffen und sie abzufeuern drohten. Der Kampf würde gewiß sehr traurig abgelaufen sein, wäre nicht eine englische Fregatte im Anzuge gewesen; denn die

Kriegschiffe erlauben sich nie solche widerrechtliche Handlungen, und dulden auch nicht, daß sie von Andern ihrer Nation begangen werden, weßwegen sie stets ein wachsames Auge auf die Kaper haben. Nur dieser Umstand konnte uns vor der äußersten Gewaltthätigkeit schützen, indem er den Offizier bewog, Ruhe zu gebieten und sich mit seinen Leuten zu entfernen. Doch warfen sie beim Weggehen einige Scheite Brennholz und andere Kleinigkeiten, die umher lagen, über Bord, weil sie ihre Wuth auf keine andere Art auslassen konnten. Obschon wir an Hab' und Gut wenig verloren hatten, so waren doch unsere Körper schlimm weggekommen; es dauerte lange, bevor die blauen Augen und die Schmerzen in den Rippen wieder verschwanden. Der gute Feddersen versorgte zwar die Verwundeten von Zeit zu Zeit mit Branntwein, um die verletzten Theile damit zu waschen; allein die wenigsten gebrauchten ihn zu dem bestimmten Zweck, sondern tranken ihn und überließen der guten Mutter Natur ihre Heilung.

Am 12. August gegen Mittag vernahmen wir die dumpfen Töne eines entfernten Kanonendonners, und bemerkten an den französischen Küsten viele Schiffe, die ein lebhaftes Feuern unterhielten. Wir glaubten anfänglich eine Seeschlacht zu sehen. Bald aber erkannten wir den Irrthum, indem wir uns erinnerten, daß heute der Geburttag des Prinzen Regenten von England war; denn damals pflegten die englischen Krieg-

schiffe sich zahlreich vor den französischen Häfen zu versammeln, wenn die Geburttage des königlichen Hauses einfielen, um dieselben durch Artilleriesalven und andere übliche Ehrenbezeigungen im Angesicht des Feindes zu feiern. Gegen Abend entfernten sich diese Schiffe wieder vom Lande, und steuerten dem hohen Meere zu. Sie waren noch, als sie sich uns näherten, in ihrem festlichen Glanze, und ich sah nun zum ersten Mal ein Schauspiel, das wegen seiner Neuheit einen doppelt starken Eindruck auf mich machte. Denn was kann wohl einen herrlichern Anblick gewähren, als wenn große, kastellartige Schiffe mit ihrem thurmhohen Masten, mit ihren langen, in den Lüften wehenden Wimpeln und zahllosen, buntfarbigen Flaggen, unter den Tönen einer kriegerischen Musik, auf den Wellen daher schweben? — Die Sonne ging eben unter, als das Geschwader bei uns vorüber segelte. Das Admiralschiff that dann einen Kanonenschuß; zu gleicher Zeit schwiegen die Musikchöre, die Flaggen wurden allenthalben herabgenommen, das Fest war beendigt, und man trennte sich, um nach den verschiedenen Stationen zurückzukehren.

In der Bucht von Biscaja wurden wir von den Winden sehr beunruhigt, zumal da sie beständig wechselten, und oft an einem Tage den ganzen Compaß durchliefen. Daher kam es, daß wir nicht eher, als sieben Wochen nach der Abfahrt von Tönningen, den Ort unserer Bestimmung erreichten. Uebrigens trug

sich während dieser Zeit nichts Merkwürdiges zu. Unsere Lebensweise hatte ihren gewöhnlichen seemännischen Gang, welcher dem Leser schon aus meinen frühern Beschreibungen bekannt ist; auch konnten sich wenig besondere Vorfälle unter der schwachen Mannschaft ereignen, indem sie außer dem Kapitän, seinen Söhnen und mir, nur aus dem Steuermann, dem Zimmermann, dem Koch, zwei Matrosen und einem Jungen bestand. Noch muß ich erwähnen, daß ich auf dieser kleinen Fahrt, wegen der schlechten Beschaffenheit des Schiffes, der öftern Beunruhigung von den Engländern und wegen der übeln Laune des Windes, mehr Unannehmlichkeiten als späterhin auf sehr weiten Reisen erfuhr.

4.

Ankunft bei der Mündung der Gironde — Beschreibung des daselbst befindlichen Leuchtthurms. Cordouan. Ein Lootse führt unsere Galeasse wohlbehalten in den Fluß — das dortige Wachschiff sendet Beamte zur Untersuchung derselben. Wir fahren den Strom hinauf — Schönheit der ihn umgebenden Landschaften. Bemerkungen über die Gewässer der Gironde, Ebbe und Fluth betreffend.

Am 18. August erblickten wir den Leuchtthurm Cordouan, der sich hoch über dem lachenden Grün der gasconischen Küste erhebt. Er steht mitten vor der Mündung der Gironde, auf einem Felsen, welcher noch von einer Insel übrig ist, die das Meer verschlungen hat. Der Bau desselben wurde, unter Heinrich dem Zweiten, von dem berühmten Baumeister Ludwig de Foix unternommen, aber erst während der Regierung Heinrichs des Vierten vollendet. Dieses Gebäude hat eine Höhe von 150 Pariser Fuß, und ist in Stockwerke und Absätze mit Umgängen eingetheilt. Es besteht aus einem schönen, festen Stein, und stellt überhaupt ein erhabenes Werk der Baukunst dar. Auf beiden Seiten des Cordouan ziehen sich von Sandbänken eingeschlossene Kanäle hin, durch welche die Schiffe beim Einlaufen in die Gironde steuern müssen. Er war daher, ehe man am Flusse Festungen anlegte, mit schwerem

Geschütz und einer Garnison versehen. Gegenwärtig befinden sich nur die Feuerwächter darauf. Diese werden in der Regel alle vierzehn Tage abgelös't, müssen aber oft, weil man nur bei stillem Wetter an den Klippen landen kann, über die bestimmte Zeit aushalten, weßhalb sie sich auf vier Wochen mit Lebensmitteln zu versorgen pflegen.

Wir waren dem Leuchtthurm schon ziemlich nahe, als ein Boot auf uns zueilte, dessen rothes, beziffertes Segel die Ankunft eines Lootsen verkündigte. Der Wind wehte aus Westen, und wir wurden ohne alle Schwierigkeit dicht beim Thurm vorbeigeführt, obschon die Wellen fürchterlich gegen ihn wütheten, und ihren Schaum hoch an ihm hinauf schleuderten. Das Wasser nahm nun allmählig die gelbliche Farbe an, welche der Gironde eigen ist; und bald sahen wir uns auf beiden Seiten vom Lande eingeschlossen.

Mitten in der Mündung des Flusses befindet man sich beinahe zwei Stunden weit von den Ufern; dennoch ist ihre Fruchtbarkeit schon in dieser Entfernung so unverkennbar, daß der ankommende Fremdling mit den froheſten Gefühlen und mit der Hoffnung auf die schönsten Genüsse erfüllt wird. So wie wir weiter kamen, vermehrte sich die Lebhaftigkeit. Es lag eine Menge großer und kleiner Schiffe vor Anker, andere segelten in allen Richtungen vorüber, und viele Kähne eilten vom Lande herbei, um Wein und die herrlichsten Früchte zu verkaufen.

In der Nähe des Wachschiffes, das sich in einiger Entfernung vom Ausflusse befindet, mußten wir ankern. Es schickte sogleich einige Zoll-, Quarantäne- und Polizeibeamten ab, die uns Anfangs einem strengen Verhör unterwarfen, nachher aber, als sie alle Umstände richtig befunden, so wie auch — eine gute Bewirthung erhalten hatten, ihre Mienen aufheiterten und endlich einen sehr vergnügten Abschied nahmen.

Bald darauf setzten wir wieder die Segel, und erreichten am Abend das Städtchen Blaye, wo alle ankommende Schiffe einen gewissen Zoll entrichten müssen, welcher unter andern zur Unterhaltung des Cordouan verwendet wird. Nahe vor der Stadt liegt auf einer kleinen Insel ein Fort, welches, in Verbindung mit der am jenseitigen Ufer gelegenen Festung Medoc, den Fluß beherrscht. Die Schildwachen auf den Batterien des Forts, in dessen Nähe wir ankerten, verursachten während der Nacht durch ihr beständiges Zurufen ein so großes Geräusch, daß ich kein Auge schließen konnte und froh war, als um zwei Uhr der Lootse das Schiffsvolk weckte, um die Fahrt mit der rückkehrenden Fluth weiter fortzusetzen.

Oberhalb Blaye verengt sich der Fluß allmählich, und man kann in der Mitte desselben beide Ufer deutlich übersehen. Ich wurde daher sehr angenehm überrascht, als ich bei Tagesanbruch auf das Verdeck trat und an allen Seiten die reizendsten Landschaften, von welchen aromatische Wohlgerüche herüber strömten, er-

blickte. Hübsche Dörfer, anmuthige Felder, Wiesen und Gärten wechseln mit herrlichen Weinanlagen und mit prächtigen, zwischen Alleen und Lustwäldchen durchblickenden Schlössern und Landhäusern ab. Die Schönheit dieser Ansichten entfaltete sich beim zunehmenden Tageslicht immer mehr; die Schnelligkeit unserer Fahrt erhöhte den Reiz des Wechsels, und da es kurz vor unserer Ankunft stark geregnet hatte, so erschienen alle Gegenstände in doppelt lebhaften Farben.

In der Gegend, wo die Gironde durch die Vereinigung der Dordogne mit der Garonne ihren Namen erhält, mußten wir, wegen der eingetretenen Ebbe, wieder den Anker werfen. Die Ebbe fließt nämlich auf diesen Gewässern mit solcher Macht herab, daß man selbst mit einem günstigen Winde, wenn er nicht heftig weht, gegen dieselbe nicht segeln kann. Eben so gewaltig ist auch der Andrang der Fluth; und daher kommt es denn, daß beide unmittelbar auf einander folgen, und daß keine Zwischenzeit eintritt, während welcher, wie auf andern Flüssen, das Wasser stille steht.

Mit dem Verlauf der Ebbe gingen wir wieder unter Segel. Der zunehmende Wind und die anwachsende Fluth trieben uns mit vereinigter Kraft die Garonne hinauf. Die Landschaften, welche immer anziehender und lebendiger wurden, veränderten nun in jedem Augenblick ihre Gestalt, bis endlich, am linken Ufer des Flusses, die Stadt Bordeaux zum Vorschein kam und sich vor uns ausbreitete.

5.

Wir ankern im Hafen von Bordeaux. Angenehmer Eindruck, welchen der Anblick dieser Stadt und ihrer Umgebungen auf den Verfasser macht. Bemerkungen in Hinsicht des Hafens und der daselbst befindlichen Schiffe. Beschreibung der Stadt — das merkwürdige Niederthor (porte basse) und andere alterthümliche Ueberbleibsel — öffentliche Gebäude und Plätze — Merkwürdigkeit des Begräbnißplatzes bei der Kirche St. Severin — der Springbrunnen Duge. Die Vorstadt Les Chartrons — ihre Schönheiten — der hier befindliche Kai, wo sich der Anblick der mannichfaltigsten Gegenstände darbietet — Kniffe eines listigen Judenjungen. Das Erzbisthum zu Bordeaux. Die Universität. Die Akademie der schönen Wissenschaften. Schulen.

Es war noch hoch am Tage, als wir im Hafen von Bordeaux bei der schönen Vorstadt Les Chartrons die Anker warfen. Der Anblick der prächtigen Gebäude, der malerischen Landschaft am jenseitigen Ufer und des bunten Gewühls im Hafen und am Lande, das dumpfe Gemurmel vieler tausend Stimmen, das Rauschen des Stroms, Tönen der Glocken und Krachen der Kanonen, die freudigen Glückwünsche und Händedrücke herzueilender Bekannten — dieß und unzählige andere Dinge wirkten mächtig auf meine Sinne, erfüllten das

Herz mit Kraft und Leben und ließen mich schnell das ausgestandene Ungemach vergessen.

In dem vortrefflichen, geräumigen Hafen befanden sich viele hundert Schiffe. Eine bedeutende Zahl machten die dänischen, amerikanischen und preußischen aus. Die letztern führten jedoch durchgängig die französische Flagge; denn sie waren im vorigen Jahr beim Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Preußen, in Beschlag genommen worden. Die größern hatte man, weil sie nicht gebraucht werden konnten, völlig abgetakelt; sie trugen die Spuren der Verwitterung und gewährten überhaupt einen traurigen Anblick. Die kleinern hingegen dienten zu Küstenfahrern. Einheimische große Seeschiffe sah man, mit Ausnahme der halb zerfallenen, sehr wenige; doch gab es einige neugebaute, so genannte Avanturiers, d. i. Kauffahrer, die sich in Kriegszeiten über die Meere wagen, weßhalb sie zum Schnellsegeln besonders gebaut und bisweilen, um sich gegen eine nicht zu überwiegende Macht vertheidigen zu können, kriegsmäßig ausgerüstet sind. Desto zahlreicher erschienen die kleinen Küstenfahrer; ihre Menge bedeckte den ganzen obern Theil des Hafens. Es waren auch mehre Kaper mit portugiesischen und englischen Prisen eingelaufen. Einer davon lag in unsrer Nähe. Er war beständig von kleinen Kähnen umringt, worin sich Höcker, Krämer, Musikanten, Taschen- und Puppenspieler und andere dergleichen Erwerb suchende Leute befanden; denn die Mannschaf-

ten der Kaper sind gewöhnlich sehr lustig, und pflegen mit ihrem, oft ohne viel Mühe erlangten Gelde nach dem Sprichwort: „wie gewonnen, so zerronnen,“ umzugehen.

Auf den dänischen Schiffen herrschte tiefe Stille, weil sie weder Ladungen einnahmen, noch Anstalten in See zu gehen trafen, sondern mit besorgter Erwartung dem aufsteigenden Ungewitter entgegen sahen, welches Dänemark und seiner Flagge drohte. Ein gleiches Verfahren fand auf unserem Schiffe Statt; man ließ den Ballast ruhig liegen, aß und trank, und verrichtete bloß zur Vertreibung der übeln Laune und der Langweile dann und wann kleine Arbeiten. Es fehlte mir daher nicht an Zeit, Bordeaux und dessen Einwohner kennen zu lernen.

Die Stadt Bordeaux, welche damals gegen 8000 Häuser und 100,000 Einwohner enthielt, besteht aus der Altstadt, der Vorstadt Les Chartrons, und aus einigen kleinern Vorstädten. Die beiden erstern liegen am Ufer des Flusses, jene am obern, diese am untern Ende; sie erscheinen an dieser Seite, weil der Fluß hier einen Bogen macht, welcher den Hafen bildet, in der Gestalt eines Halbkreises.

Die Altstadt an sich hat die Form eines unvollkommenen Dreiecks. Sie ist mit einer sehr alten und dicken, hier und da noch mit viereckigen Thürmen versehenen Mauer umgeben. Diejenigen Häuser, welche längs der Brüstung hinlaufen, sind auf die Mauer

gestützt; und sonderbar, man hat sich, um die hier aufgestellten Schildwachen desto besser übersehen und überraschen zu können, das Recht vorbehalten, durch die Zimmer zu gehen, so oft es für gut befunden wird.

Die Zahl der Thore macht gerade ein Dutzend aus. Das Niederthor — Porte=Basse — ist eins der vorzüglichsten Denkmäler, die das hohe Alter der Stadt beurkunden. Seine ungemein feste Bauart verweis't auf die Zeiten des Kaisers Augustus, unter dessen Regierung man für die Ewigkeit baute. Weder die Gothen, noch die Wenden, Saracenen und Normänner, welche nach einander Bordeaux mit Feuer und Schwert verheerten, haben vermocht, dieses schöne Werk zu zerstören.

Ueberhaupt hatten sich mancherlei Ueberreste der schönen, von den Römern aufgeführten Gebäude bis in die spätern Jahrhunderte erhalten, und sie würden, wenn sie noch vorhanden wären, ein Gegenstand der Bewunderung unseres Zeitalters sein. Allein was der zerstörende Geist wilder Horden verschont hatte, ging im Mittelalter durch den herrschenden Mangel an Kunstsinn und die Gleichgültigkeit gegen die Werke des Alterthums vollends unter. So standen z. B. zur Zeit Ludwigs des Großen noch achtzehn schöne marmorne Säulen, welche mit noch sechs andern die Kuppel eines zertrümmerten prächtigen Tempels getragen hatten. Sie waren noch unbeschädigt und würden jetzt der Stadt zu einer besondern Zierde gereichen; da sie aber

der Erweiterung einer Citadelle, Chateau Trompette genannt, im Wege standen, so schlug man sie um, und verwendete die Bruchstücke zu andern Zwecken.

Die Straßen der Stadt sind enge und unregelmäßig, und nur eine einzige, welche man „Chateau- (eigentlich Chapeau-) Rouge" nennt, ist etwas ansehnlich. Die meisten Häuser haben zwei oder drei Stockwerke, und sind von weißen gehauenen Steinen geschmackvoll aufgeführt; doch haben auch viele das Ansehen, noch von gothischen Baumeistern herzurühren. — Unter den öffentlichen Plätzen ist der vor dem Rathhause der vorzüglichste.

Die erzbischöfliche Kirche ist ein Meisterstück der gothischen Baukunst, und man hält sie für eine der schönsten in ganz Frankreich. Die Michaeliskirche zeichnet sich durch ihren sehr hohen Glockenthurm aus; man kann von ihm alle Theile der Stadt und einen weiten Kreis ihrer Umgebungen übersehen. Der Begräbnißplatz bei der Kirche zu St. Severin enthält mancherlei sonderbare Gegenstände. Unter andern zeigt man daselbst ein steinernes, auf vier Pfeilern ruhendes Grabmal, von welchem, wie die Sage geht, auf zwei Seiten Wassertropfen herunter fallen, die sich vermindern oder vermehren, je nachdem der Mond ab- oder zunimmt. Als mir das Grabmal gezeigt wurde, hätte ich gewünscht, auf den Grund dieser Erscheinung zu kommen. Allein mein Führer, der sich niemals darum bekümmert hatte, stutzte, zuckte die Achseln und ging in dem leierhaften,

den Ciceronen eigenen Tone zur Erklärung der nächsten Sehenswürdigkeiten über. Auch meine Bekannten in Bordeaux konnten mir keine befriedigende Auskunft über die Sache geben; die meisten waren geneigt, sie für übernatürlich zu erklären, welche Meinung die Geistlichkeit zu St. Severin sehr zu begünstigen scheint.

Der erzbischöfliche Palast ist ein ziemlich regelmäßiges und ansehnliches Gebäude. Man spricht viel von dem darin befindlichen Audienzsaal, welcher eine ungemeine Größe und sehr prächtige Einrichtung haben soll; ich versäumte aber, ihn zu sehen. Das der hiesigen Universität eingeräumte und zu Hörsälen, so wie zu Wohnungen für Professoren und Studenten eingerichtete Jesuitencollegium gehört zu den schönsten öffentlichen Gebäuden der Stadt, und hat eine überaus anmuthige Lage. — Das Rathhaus, eine gothische große Masse, bietet nichts dar, was die Aufmerksamkeit des Beobachters erregt. — Das vor der Stadt liegende Hospital nimmt sich gut aus, und wird wegen seiner innern Einrichtung, besonders wegen der musterhaften Reinlichkeit und Sorgfalt, womit man die Kranken pflegt, allgemein gerühmt; es befinden sich auch einige Fabriken darin. — Die Börse ist nicht unansehnlich, aber als Sammelplatz für die hiesige, sehr beträchtliche Kaufmannschaft und im Vergleich mit solchen Gebäuden in andern großen Seestädten, bei weitem zu klein; überdem empfiehlt sie sich wenig durch die Unsauberkeit, welche darin herrscht.

Das Theater wird, sowohl in Hinsicht der äußern Bauart als der innern Einrichtung, für eins der prächtigsten in Frankreich gehalten. Ich hatte hier oft Gelegenheit, die ausgezeichnete Geschicklichkeit der französischen Schauspieler, so wie die schönen Decorationen und die künstliche Vorrichtung, wodurch man sie in Bewegung setzt, zu bewundern. Aber eben so oft bedauerte ich, daß die Vorstellungen, um der Sinnlichkeit des Publikums zu schmeicheln, fast nach jedem Act durch Ballets oder pantomimische Zwischenspiele unterbrochen wurden, wiewohl diese, an sich betrachtet, prächtig und vielleicht unübertreffbar waren. —

Unter den öffentlichen Spaziergängen, die man in und nahe bei der Stadt findet, erwähne ich nur der Alleen de Tourni. Sie gewähren eine große Mannichfaltigkeit des Vergnügens und der Zerstreuung, und werden daher oft mit den Boulevards in Paris verglichen.

Als eine besondere Merkwürdigkeit von Bordeaux muß ich noch des Springbrunnens, „Duge" genannt, erwähnen. Er gibt eine solche Menge Wasser von sich, daß ein ansehnlicher Bach daraus entsteht, welcher nach den Vorstädten fließt, und den daselbst wohnenden Lohgerbern, bei Betreibung ihres Gewerbes, große Dienste leistet. Diesen Brunnen besang schon Magnus Ausonius, ein Dichter und Redner des vierten Jahrhunderts.

Die Vorstadt Les Chartrons ist nicht nur wegen ihrer Größe, sondern auch wegen der Regelmäßigkeit

des Ganzen und der Pracht seiner einzelnen Theile eine der schönsten in Europa. Das reiche Karthäuser-Kloster, welches in diesem Stadttheile liegt und die Veranlassung zu seinem Namen war, hat einen beträchtlichen Umfang; es ernährte vor der Revolution einige hundert Mönche. Die dazu gehörige, sehr prächtige Kirche wird mit vielem Aufwand in ihrer Schönheit erhalten. Den Hauptaltar, unter welchem viele Reliquien aufbewahrt werden, schmückt ein Ueberzug von Spiegelglas und vortrefflichen Krystallen; überhaupt aber ist die ganze Kirche mit kostbaren Denkmälern, mit guten Gemälden und andern Verzierungen reichlich versehen.

An der Seite des Flusses steht eine lange ununterbrochene Reihe sehr prächtiger Gebäude, worin man eine herrliche Aussicht nach dem Hafen und den romantischen Landschaften am jenseitigen Ufer genießt. Hier wohnen meistens angesehene Kaufleute und die Konsuln der fremden Nationen; in den Erdgeschossen befinden sich Waarenlager, Läden der Krämer und Handwerker, und Wirthschaften aller Art. Längs den Häusern zieht sich ein mit Balken bekleideter Kai hin; er beginnt in der Nähe der Altstadt, denn diese hat nur ein schmales, niedriges Ufer, das die Fluth überschwemmt und mit Schlamm bedeckt. Auf dem Kai werden die Schiffsgüter aus- und eingeladen, weßhalb man hier ein beständiges Gewühl von Kaufleuten und Mäklern, von Seeleuten und Arbeitern, Maulthieren, Pferden und

Wagen sieht. Auch die kleinen Krämer und die Verkäufer von Eßwaaren finden sich dort häufig ein, und die Spaziergänger strömen herbei, um die kühlere Luft des Hafens einzuathmen, und sich an den mannichfaltigen Gegenständen, die er darbietet, zu ergötzen. Eben so ist dieß der vorzüglichste Sammelplatz der aus hundert Familien bestehenden Judenschaft, welche nicht nur Kleinhandel treibt, sondern auch große und besonders Wechsel-Geschäfte macht.

Ich erwähne hier beiläufig eines jüdischen Knaben, der auf diesem Kai, wo ich ihn oft im Stillen beobachtete, sich täglich aufzuhalten pflegte, und in einem Alter von neun Jahren alle Fertigkeiten des durchtriebensten Gauners besaß. Er handelte mit leonischen Goldwaaren, aber nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern wußte sie mit origineller List an den Mann zu bringen. Die Mittel, deren er sich dazu bediente, waren mancherlei und verfehlten ihren Zweck um so seltener, weil er nebst einer nicht gemeinen Kunst, zu überreden und sich zu verstellen, schon eine ziemliche Kenntniß von den Schwachheiten der Menschen erlangt hatte, und ihre Einfalt, Eitelkeit, Habsucht u. s. w. trefflich zu benutzen verstand. Dabei vermied er öffentlich alle Gemeinschaft mit andern Juden, um unerkannt zu bleiben und sich nicht verdächtig zu machen; auch gebrauchte er die Vorsicht, seine Schwänke nur an Fremden zu verüben. Ich will nur einen erzählen, den er eines Tages vor meinen Augen ausführte. Er

ging vor einem Manne, den er auf das Korn gefaßt hatte, eine Zeit lang unbefangen her, und ließ dann unvermerkt ein Petschaft fallen. Hierauf blieb er — wie dieß beim unverhofften Finden einer Kostbarkeit zu geschehen pflegt, — einen Augenblick erstaunt und halb erschrocken stehen, griff dann aber schnell nach dem vorgeblichen Fund, worauf er damit auf die Seite ging und ihn mit innigem Wohlgefallen betrachtete; er stellte sich jedoch etwas schüchtern und als ob er befürchtete, es möchte ihm Jemand den Besitz der gefundenen Sache streitig machen. Der Mann, der ihm folgte und den Fund, ohne ein solches Gaukelspiel zu ahnen, bemerkte, näherte sich dem unerfahrnen Kinde und hatte die Niederträchtigkeit, ihm die Kostbarkeit abzuschwatzen. Er gab für das Petschaft, dessen Werth vielleicht keine sechs Sous betrug, einige Franken, worauf der Knabe sich schnell entfernte. — So oft ich das durchdachte, planmäßige Verfahren dieses kleinen Betrügers beobachtete und die Zartheit seines Alters damit verglich, konnte ich nicht umhin, die früh entwickelten Fähigkeiten zu bewundern, aber auch zu gleicher Zeit zu bedauern, daß denselben eine so üble Richtung gegeben wurde, da sie doch unter guter Leitung zu etwas Gutem führen konnten.

Das Erzbisthum Bordeaux ist sehr alt. Einer Sage nach wurde der erste Bischof schon im ersten Jahrhunderte des Christenthums eingesetzt; er soll St. Gilbertus geheißen haben. Es erhellet indessen aus

Urkunden, daß Bordeaux schon um das Jahr 300 seine Prälaten hatte, und daß der Bischof Auriental, nebst seinem Diaconus Fabian, dem Concilium beiwohnte, welches im Jahre 314 zu Arles (wider die Donatisten) gehalten wurde. Die Zeit, wo man das Bisthum zum Erzbisthum erhob, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Der Erzbischof führt den Titel eines Primas von Aquitanien, obschon der Bischof von Bourges ebenfalls Anspruch auf diese Würde macht. Seine Einkünfte, welche vor der Revolution fast nicht zu berechnen waren, erfuhren seitdem manche Einschränkung, sind aber dessen ungeachtet noch sehr beträchtlich.

Die Universität wurde im Jahr 1441 gestiftet. Der Papst Eugenius der Vierte gab ihr verschiedene Privilegien, die hernach vom König Ludwig dem Eilften vermehrt wurden. Sie war damals, als ich mich in Bordeaux befand, nur schwach besucht. Dieß darf man aber nicht als einen Verfall derselben ansehen; der Grund davon lag vielmehr in den damaligen Zeitumständen, indem das Conscriptionsystem und die vorherrschende Neigung zum Soldatenstande die Zahl der Studirenden sehr beschränkte. — Die Akademie der schönen Wissenschaften und Künste ist erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, unter dem Schutze des Herzogs de la Force, gegründet worden; sie setzt jährlich im Monat Mai den Preis einer goldnen Münze für denjenigen aus, welcher einen vorgelegten Gegenstand der Naturlehre am beßten bearbeitet. — Oeffentliche

Gelehrten- und Bürgerschulen sind in bedeutender Anzahl vorhanden. Letztere werden wegen ihrer zweckmäßigen Einrichtung sehr gerühmt. Ich erhielt auch Gelegenheit, mich von den guten Fortschritten der darin sich bildenden Jugend zu überzeugen, indem ich unter ihren Arbeiten, die am Ende eines jeden halben Jahres öffentlich ausgestellt werden, eine Menge schöner Handschriften, vortrefflicher Zeichnungen, Risse u. s. w. bemerkte.

6.

Schilderung der Einwohner von Bordeaux — Gewerbe derselben — ihr Aeußeres — ihre Sprache — ihr Charakter — ihre Sitten und Gebräuche.

Die Hauptbeschäftigung der Einwohner Bordeaux's war von jeher der Handel, wozu die günstige Lage des Ortes, die ihm verliehenen Privilegien und die vierzehntägigen Messen, welche hier jährlich zweimal gehalten und von Kaufleuten aus allen Himmelstrichen besucht werden, hülfreich die Hand bieten. Der vorzüglichste Gegenstand des Handels ist der Wein, da ihn die Umgegend der Stadt im Ueberflusse liefert, und die Kunst, denselben zu behandeln, vielleicht nirgends so weit als hier gediehen ist. Indessen sind die Weine, welche man versendet, nicht immer das Gewächs von Bordeaux, sondern werden häufig aus andern Theilen des Landes, selbst auch aus Spanien bezogen. Man darf dieselben aber nicht in die Stadt bringen, sondern muß sie in der Vorstadt Les Chartrons niederlegen, und zwar nur zu einer gewissen Jahreszeit, damit die Weinpflanzer um Bordeaux nicht verhindert werden, ihre Erzeugnisse abzusetzen. Es haben mich jedoch Viele versichert, daß jetzt die Kaufleute selten diese Einrichtung

befolgen, sondern sich ihre Waaren zu verschaffen wissen, wo und wann sie dieselben am beßten und wohlfeilsten erhalten. Nächst dem Wein werden auch große Geschäfte mit Essig und Branntwein gemacht, und die Versendungen an Pflaumen und an Harz sind zuweilen sehr beträchtlich. In Friedenszeiten verführt man im Durchschnitt jährlich an Wein 400,000 Tonnen, und 200,000 an Branntwein. Der Verkehr mit den afrikanischen und westindischen Colonien und mit den vereinigten Staaten ist sehr lebhaft. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution unterhielt man gegen 400 Schiffe für den Handel nach diesen Gegenden; auch war die Einrichtung getroffen, daß jährlich 24 Packetboote dahin gingen.

Zu der Zeit, wo ich nach Bordeaux kam, befand sich dessen Handel zwar nicht in dem eben beschriebenen Zustande; dennoch lag er nicht in dem Grade danieder, wie es der Fall in vielen Seestädten anderer Länder war. In einem kleinen Staate, dessen Theile durchgängig gleiche Produkte und Bedürfnisse haben, muß der Handel plötzlich stille stehen, sobald ihm durch den Krieg die Gemeinschaft mit fremden Nationen abgeschnitten wird. Ganz anders verhält es sich mit einem weit ausgedehnten Lande, wie Frankreich ist. Hier sind die Produkte und Bedürfnisse der verschiedenen Provinzen mannichfaltig, und es findet beständig ein gegenseitiges Austauschen derselben Statt. Ueberdem hatte sich Frankreich damals von seinen bürgerlichen Unruhen

erholt; der auswärtige Krieg war noch immer, mit Ausnahme der Küstengegenden, von den Gränzen abgehalten worden; und die Armeen, welche von Zeit zu Zeit siegreich zurückkehrten, brachten klingende Münze und andere Schätze mit, so daß sich das Land im Ganzen eines gewissen Wohlstandes erfreute. Dazu kam noch, daß die niedern Volksklassen sich des Kaffees und der übrigen Colonial-Waaren, wegen ihrer erhöhten Preise, immer mehr entwöhnten, und sich mit den Erzeugnissen ihres Landes begnügen lernten, was einen ungeheuern Aufwand an Wein und Branntwein veranlaßte. Alle diese Umstände vereinigten sich, die Kaufleute in Bordeaux nicht völlig sinken zu lassen. Sie setzten einen großen Theil ihres Weins — der überhaupt im Norden von Frankreich eben so beliebt wie im Auslande ist, — und eine Menge ihrer übrigen Handelsartikel im Lande ab; und so war der Hafen, wenn auch nicht von großen Seeschiffen, doch von den kleinen, die Waaren längs den Küsten hin und her bringenden Fahrzeugen stark besucht. Ein anderer Umstand, welcher den Handel bisher aufrecht gehalten hatte, war besonders der, daß noch immer die eine oder die andere Nation die Freiheit genoß, Frankreichs Häfen zu beschiffen. Ueberdieß lernte der Kaufmann, während der langen Dauer des Krieges, mancherlei Mittel und Wege kennen, sich fremde Waaren zu verschaffen. Man baute von Zeit zu Zeit schnell segelnde Schiffe, und schickte sie, kriegsmäßig ausgerüstet, nach den Colonien.

Viele von diesen Avanturiers, wie man sie nannte, waren so glücklich, den Engländern zu entgehen, und mit reichen Ladungen zurück zu kommen. Selbst während meines kurzen Aufenthalts in Bordeaux langten mehre derselben an. Auch auf dem Wege des Schleichhandels erhielt man viel fremde Waaren; ja, es liefen bisweilen große englische Kauffahrer, unter amerikanischer Flagge, mit solchen Ladungen ein. Der Vorrath an fremden und selbst an Colonial-Waaren wurde daher nie völlig erschöpft, weßhalb sie auch in keinem zu übertriebenen Preise standen. Der Kaffee z. B. kostete $2\frac{1}{2}$ bis 3 Franken das Pfund, was nicht viel mehr beträgt, als man im obern Deutschland noch lange nach Wiederherstellung des Friedens dafür bezahlte.

Nächst dem Handel beschäftigten die Fabriken eine große Menge Menschen. Die Spitzen-, Kattun-, Zeuch-, Tuch- und Glasfabriken, die einige Jahre früher sehr danieder gelegen hatten, fingen jetzt an sich wieder zu erheben. Sie lieferten vortreffliche Arbeiten; ich machte aber im Allgemeinen die Bemerkung, daß sie zur Ersparung an Menschenhänden keine besonders vortheilhafte Einrichtung hatten. Als ich die Glasfabrik besah, goß man eben einen großen Spiegel, der ungefähr eine Länge von neun und eine Breite von vier Fuß hatte; er war, wie es hieß, für den Gouverneur der Insel Guadeloupe bestimmt. — Die Branntweinbrenner und Essigbrauer erhielten so viele Bestellungen, daß sie dieselben nicht befriedigen konnten, was hauptsäch-

lich durch die Lieferungen an die Truppen in Spanien veranlaßt wurde. — Die Zuckersiedereien waren größten Theils ohne Beschäftigung, da es ihnen an hinreichendem Rohzucker mangelte, und man diesen auch unraffinirt zu verbrauchen begann.

Auf dem Schiffswerft herrschte die größte Thätigkeit. Außer einer beträchtlichen Menge kleiner Fahrzeuge und Boote, die man erbaute, sah ich zehn oder zwölf große Seeschiffe auf dem Stapel. Es verschaffte mir viel Vergnügen, das Thun und Treiben der französischen Zimmerleute zu beobachten, da sie mit einer fast ängstlichen Genauigkeit arbeiteten, was den Franzosen in andern Fällen nicht immer eigen ist. Jeder Nagel, den man einschlagen wollte, wurde vorher geprüft, ob er dauerhaft war, und kein Balken, keine Planke verbraucht, ohne die darin vorhandenen Sprünge oder wurmstichigen Stellen sorgfältig untersucht zu haben. Alle Theile paßten so genau und schlossen so dicht an einander, wie die Arbeiten eines Tischlers; und dieses war selbst mit dem Rippenwerk der Fall, das doch anderwärts gewöhnlich nur sehr grob gezimmert wird. Dabei zeigte sich die größte Gewandtheit, mit den Werkzeugen umzugehen, und man konnte dem härtesten Holze mittels der Axt eine so glatte Oberfläche geben, als Andere nur mit Hülfe des Hobels bewirken. Mit eben der Genauigkeit, womit der gemeine Arbeiter die einzelnen Theile zusammensetzte, hatte auch der Baumeister vorher den Plan zum Ganzen entworfen,

und sich bemüht, Nutzbarkeit mit den gefälligsten Formen zu verbinden. — Ich habe mich in spätern Zeiten manchmal an dieses Schiffswerft erinnert, wenn ich hörte, wie sehr die englischen Seeoffiziere die französischen Zimmerleute rühmten, und dabei scherzweise zu äußern pflegten: „daß sie ihre vorzüglichsten Werften in Frankreich hätten.“ Ohne Zweifel besitzen die Franzosen eine besondere Geschicklichkeit, Schiffe zu bauen; ja sie würden, wenn sie dieselben auf gleiche Weise zu regieren verständen, den Engländern die Herrschaft auf den Meeren streitig machen.

Da der Schiffbau in Bordeaux so lebhaft war, so fehlte es auch den Taumachern nicht an Beschäftigung. Ich besuchte verschiedene ihrer Werkstätten, bemerkte aber, daß sie keine sonderliche Arbeit fertigten. Man nahm zu dem Tauwerk schlechten Hanf, drehte es schlecht und die einzelnen Fäden fast noch einmal so grob, als in England oder Holland zu geschehen pflegt. Auch ward es beim Sieden in Theer nicht mit der gehörigen Sorgfalt behandelt.

Wenn man die Einwohner von Bordeaux in Hinsicht ihres Aeußern mit denen des nördlichen Frankreichs vergleicht, so zeigt sich ein bedeutender Unterschied in der Gesichtsfarbe, welche bei den erstern sehr in das Bräunliche fällt und an die Verwandtschaft des Klima's mit dem spanischen erinnert.

In der Sprache weichen Bordeaux's Einwohner vom reinen Französischen sehr ab, indem sie nicht nur

vieler Provinzialismen sich bedienen, sondern auch mancherlei Fehler in der Aussprache machen; diese bestehen hauptsächlich im Verwechseln des B mit dem V, in der Betonung des stummen E, so wie in der Vernachlässigung, die harten und weichen Buchstaben gehörig von einander zu unterscheiden. Die Ursache davon ist leicht zu erklären, wenn man bedenkt, daß die Gasconier großen Theils von germanischen Völkern abstammen, und daß die Oberdeutschen sich dieselben Unrichtigkeiten in der Aussprache, besonders des Französischen, zu Schulden kommen lassen. Dessen ungeachtet findet man unter den höhern Ständen Viele, die sich einer vorzüglichen Reinheit des Ausdrucks befleißigen, vielleicht weil sie der schlechte Volksdialekt um so öfter daran erinnert; wie dieses auch der Fall z. B. in Niedersachsen ist, wo man mitten unter dem Plattdeutschen besseres Hochdeutsch hört, als in irgend einem der Länder, in welchen es allgemein gesprochen wird.

Was die Gemüthsart betrifft, so unterscheiden sich die Einwohner von Bordeaux sehr wenig von den übrigen Franzosen. Sie sind nicht weniger aufgeweckt, flüchtig und leichtsinnig, und haben vielleicht einen noch höhern Grad von Heftigkeit. Das Feuer der Leidenschaften entzündet sich bei ihnen eben so plötzlich, als es erlischt; daher man sie leicht zum Zorn reizen, aber auch leicht wieder besänftigen, ihre Freundschaft bald gewinnen, und eben so bald wieder verlieren kann, und überhaupt spricht sich das Naturgesetz „was schnell

entsteht, vergeht auch schnell," sehr deutlich in ihrer Gemüthsart aus.

Der Charakter der Gasconier im Allgemeinen ist sehr bekannt. Wer weiß es nicht, daß sie immer von sich selbst reden, gern prahlen und übertreiben, oder daß sie sich klüger als Andere dünken, überall das Wort führen, und bei jeder Gelegenheit widersprechen? — Die Einwohner von Bordeaux haben einen vorzüglichen Antheil an diesen Fehlern, vielleicht weil sie durch die besondern, ihrer Stadt verliehenen Freiheiten und Vorrechte, so wie durch den blühenden Wohlstand, dessen sich dieselbe seit Jahrhunderten erfreut, um so mehr darin bestärkt wurden. Der mehr als gasconische Ton ihres Umgangs ist äußerst auffallend und lächerlich, ja erregt oft Mißbehagen; allein man sollte hierin nachsichtig gegen sie sein, da ihre Lügen, Anmaßungen und Beleidigungen keine böse Absicht haben, sondern eine Folge der Gewohnheit sind.

Diese Schwachheiten erwecken ihnen indeß im In- und Auslande viele Feinde und geben denselben Gelegenheit, ihrem Charakter mancherlei andere Fehler anzudichten. So werden sie z. B. einer allgemeinen Sittenlosigkeit beschuldigt. Allein nach dem zu schließen, was ich in andern Städten Frankreichs sah, sollten wenigstens die Franzosen sich dieses Vorwurfs begeben. Das weibliche Geschlecht zeigt sich öffentlich stets ehrbar und anständig, und eheliche Treue wird noch nicht, wie es der Fall in manchen Theilen des Reichs ist, für

altmodisch und abgeschmackt gehalten. Daß es in Bordeaux eine große Anzahl privilegirter Venustempel gibt, kann den Einwohnern im Ganzen nicht zum Tadel gereichen. Ist es doch ein Uebel, das alle große Seestädte mit einander gemein haben, und das sie um so eher dulden müssen, da es als ein Ableiter des Ungewitters dient, welches dort beständig über der Tugend schwebt. Dagegen kann man in solchen Seeplätzen, wo dergleichen Einrichtungen nicht Statt finden, einen sichern Schluß auf die allgemeine Verdorbenheit der Sitten machen. —

Auch gegen die Redlichkeit im Handel und Wandel sind öfters hartnäckige Ankläger aufgetreten. Unter den Kaufleuten, besonders den Weinhändlern, mag sich zwar — wie es bei einer Menge von vielen Hunderten zu erwarten ist, — mancher listige und ränkevolle Unternehmer befinden; allein ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl aus rechtlichen Männern besteht, indem ich selbst viele kennen lernte und überdieß in andern Ländern immer fand, daß man gern Geschäfte mit Bordeaux macht. Von der übrigen Bürgerschaft wurde ich, so oft meine Verrichtungen und Bedürfnisse mich mit ihr in Berührung brachten, sehr offen und ehrlich behandelt; und wenn dieß in einer Seestadt dem Fremden widerfährt, so hat er gewiß Ursache, eine vortheilhafte Meinung von der herrschenden Denk- und Handelsweise zu fassen.

Menschen, die stets im Ueberflusse lebten, und noch

mehr diejenigen, welche plötzlich in einen ungewohnten Wohlstand versetzt wurden, überlassen sich leicht der Eitelkeit, dem Stolz und Uebermuth; aber kein Charakter ist dazu geschickter, als der französische, und auch Bordeaux liefert davon auffallende Beweise. Auf der andern Seite wissen sich aber auch die Unglücklichen, welche von der Höhe des Wohlstandes schnell herabsinken, auf eine bewundernswürdige Weise in ihr Schicksal zu fügen, und das Leben selbst in einer Lage, worin Andere verzweifeln würden, wünschenswerth zu finden. Ich lernte unter andern zwei reiche Kaufleute kennen, die das sonderbarste Zusammentreffen unglücklicher Umstände zu Bettlern machte. Anstatt sich — wie es anderwärts in solchen Fällen zu geschehen pflegt, — der Schwermuth zu überlassen, die Flucht zu ergreifen, oder sonst eine rasche Handlung zu begehen, suchten sie ihre Ehre zu erhalten und ihr Fortkommen als Künstler, der eine als Maler, der andere als Musiker, zu finden; beide genossen einer heitern und ruhigen Gemüthstimmung und gedachten ihres Unglücks nicht weiter.

Leichtgläubigkeit, Aberglaube und andere damit verbundene Schwächen sind Charakterzüge, die sich häufig äußern. Man sieht nicht selten Weiber und Mädchen, ja sogar Männer, die einem Wahrsager erwartungvoll die Hand hinhalten und seinen listigen Aussprüchen ein williges Ohr leihen. In einem öffentlichen Garten bei der Stadt sah ich einen jungen Mann und ein

Mädchen, die sich im Besitze gegenseitiger Zuneigung gleich glücklich fühlten, und dadurch die Aufmerksamkeit aller Anwesenden erregten. Unglücklicher Weise näherte sich der letztern ein altes Weib, welches ihr die Karte schlug, und zum künftigen Gatten nichts Geringeres als einen General versprach. Die stolze Verheißung der alten Frau machte einen solchen Eindruck auf die Eitelkeit des Mädchens, daß sie von diesem Augenblick an den jungen Mann mit auffallender Gleichgültigkeit behandelte und dieselbe so weit trieb, bis er mißmuthig den Hut ergriff und fortging. Sie wurde dann von einer Freundin wegen ihres Betragens zur Rede gestellt, worauf sie endlich, in sich zurückkehrend, äußerte: „sie wolle nachgeben, indem es ja nichts Unmögliches sei, daß aus ihrem François noch einmal ein General werden könne.“ —

Der Hang zur Frömmelei ist, wie fast überall in Frankreich, ziemlich allgemein; und ich bemerkte zuweilen in den Kirchen, daß sogar junge Stutzer, in deren Gesichtzügen ihr ausschweifender Lebenswandel sich unverkennbar ausdrückte, die Miene eines Heiligen anzunehmen suchten.

Von jener bekannten französischen Artigkeit, welche hauptsächlich in wohlklingenden, aber wenig bedeutenden Redensarten besteht, zeigen sich wenig Spuren in Bordeaux. Um so öfter aber traf ich wahre Höflichkeit und Gefälligkeit an. Selbst der Arbeiter in den Straßen besitzt diese Eigenschaften; er verläßt bereit-

willig sein Geschäft und versäumt sich die Zeit, um einen Fremden zurecht zu weisen und seine Wünsche befriedigen zu helfen, oft ohne auf die geringste Belohnung Anspruch zu machen. Ja, ich denke zuweilen nicht ohne Rührung an einen solchen willfährigen Mann, welcher ungeachtet seiner dürftigen Umstände sich beleidigt fühlte, als ich ihn für die vielfältige Bemühung, die er für mich gehabt hatte, entschädigen wollte. Es sind noch viele Beispiele dieser Art meinem Gedächtnisse gegenwärtig; sie machen einen sonderbaren Contrast mit den mannichfachen Erinnerungen an die eigennützige Ungefälligkeit, welche man in den meisten großen Seestädten erfährt, wo der Fremde die geringste Diensterweisung theuer erkaufen muß.

Bekanntlich herrscht in ganz Frankreich die Sitte, daß Jeder in einem stolzen, oft lächerlichen Ton seine Kenntnisse und Verdienste geltend zu machen, seine Arbeit oder Waare herauszustreichen sucht. Aber nirgends ist sie auffälliger als in Bordeaux. Wenn man die Verzeichnisse der Waaren in den Kaufläden, der Speisen und Getränke in den Gasthäusern u. s. w. lies't, so erstaunt man über die Menge hochtönender Namen; und da diese, um der Sache einen neuen Reiz zu geben, von Zeit zu Zeit mit noch schöner klingenden vertauscht werden, so läßt es sich schwer begreifen, wie selbst ein Franzose sich darein finden kann. Nichts ist daher lustiger, als die öffentlichen Ankündigungen zu lesen, die überall an den Häusern und an den Bäu-

men der Alleen und Lustörter angeschlagen sind. Eines Tages kam mir ein Logiszettel zu Gesicht, worauf das zu vermiethende Zimmer „une chambre très-élégante, fournie à l'empereur u. s. w." genannt wurde. Ich konnte meine Neugier, das kaiserlich eingerichtete Zimmer zu sehen, nicht unterdrücken und ging hinauf. Doch wie staunte ich, als man die Thür öffnete, und vier kahle weiße Wände, mit alten Tischen und Stühlen und einem Bette, meinen erwartungvollen Blicken sich entgegenstellten! Das Bett war mit ledernen Kopfkissen versehen, aber gerade dieses machte den wichtigen Gegenstand aus, worauf sich die stolze Beschreibung des Zimmers bezog; denn — ward ich bedeutet — „der Kaiser pflege bei heißem Wetter sich dergleichen Kissen zu bedienen." — Aus diesem Wenigen kann man leicht schließen, welcher Ton in den Ankündigungen solcher Leute herrscht, die in allen Ländern geräuschvoll und hochtrabend aufzutreten pflegen, ich meine die Kunstreiter, Seiltänzer, Taschenspieler und Consorten. Nachdem sie jedes Stück ihrer zu zeigenden Kunst als noch nie gesehen, als einzig und himmlisch dargestellt und mit den sonderbarsten Namen belegt haben, nennen sie sich am Ende zum wenigsten Professoren der Gymnastik, der Mechanik, der Chymie, der Naturlehre u. s. w.

Sehr lobenswerth ist die Betriebsamkeit des gemeinen Mannes und besonders derjenigen Leute, welche ihr Brod durch kein bestimmtes Gewerbe verdienen können, wie z. B. abgedankte Soldaten, stumpf gewordene Seeleute

oder krüppelhafte Personen. In andern Ländern sieht man nicht selten, daß solche Menschen, dem Müßiggang und dem daraus folgenden Mangel überlassen, ihren Mitbürgern durch Betteln oder auf andere Weise lästig und wohl gar schädlich werden; aber hier sucht jeder alle Mittel hervor, um sich durch eine rechtliche Thätigkeit seinen Unterhalt zu verschaffen. Oft werden daher von Einer Person die verschiedensten Handthierungen getrieben, was dem leichtfertigen Ausländer Gelegenheit zum Spötteln gibt. So lies't man z. B. auf den Aushängeschildern und Aufschriften: „N. N. putzt Gewehre, heilt kranke Hunde, zeichnet Muster, strickt Netze, zieht Rasiermesser ab, wäscht Beinkleider, verfertigt Zahnstocher, Lichtmanschetten u. m. a.“ Die Zahl dieser Tausendkünstler ist sehr beträchtlich, und man geht selten bei einigen Häusern vorbei, ohne auf eine solche Aufschrift zu stoßen.

7.

Fortgesetzte Beschreibung der Sitten und Gebräuche. Vergnügungen — Gaukelspiele — der Verfasser findet das Tonspiel einiger Blinden ungemein anziehend. Vergleichung der Franzosen mit den Engländern in Hinsicht der Reinlichkeit. Vortheilhafte Einrichtung der Barbierstuben in Bordeaux.

Die Einwohner von Bordeaux sind mehrmals aus Haß, aus Neid, oder weil man sie zu einseitig beurtheilte, als ungemein verschwenderisch geschildert worden. Es herrscht zwar in ihrer Kleidung und in ihren Häusern eine Pracht, welche großen Reichthum verkündigt; man sucht aber immer Dauerhaftigkeit und Nutzbarkeit mit dem Luxus zu verbinden, der deßhalb einen besondern, von dem im übrigen Frankreich ganz verschiedenen Gang nimmt. Wohlfeile, leicht vergängliche und überhaupt solche Modewaaren, welche bloß für das Auge und den Vortheil der Fabriken berechnet sind, finden hier wenig Absatz. Um so häufiger sieht man schöne feine Leinwand, schwere Seidenzeuche, feine dichtgewebte Tuche, Juwelen, Gold- und Silbergeräth und andere Dinge von Werth.

Diese Liebe zu kostbarem und dauerhaften Putz hat die Folge, daß die Moden ungleich langsamer

wechseln, als in andern großen Städten. Ich sah sehr wohlhabende Männer, deren Anzug an die Zeiten ihrer Voraltern erinnerte. Die Frauen aus den niedern Ständen tragen an Festtagen noch häufig altmodische, mit Gold und Silber gestickte Hauben, so wie der gewöhnliche Kopfputz ein weißes oder buntes Tuch ist, wovon zwei Zipfel auf der Stirn in eine Rose geknüpft werden; und diese uralte französische Tracht hat sich hier erhalten, während anderwärts viele hundert Hut- und Haubenschnitte einander schnell verdrängten. Auch hat die Mode noch nicht vermocht, die verschiedenen Stände unkenntlich zu machen; denn noch kann man des Sonntags, wie an den Wochentagen, das Dienstmädchen von der Bürgerfrau und diese von der Dame unterscheiden. Der gemeine Handwerker zieht ein kurzes, leichtes Jäckchen, worin er sich frei und ungehindert bewegen kann, jeder andern Kleidung vor, unterläßt aber nicht, sich mit goldnen Uhrketten, so wie mit dergleichen Ohr- und Fingerringen zu schmücken. Seine Frau und Töchter halten ein seidenes gesticktes Mieder und ein indisches Tuch, welches die Brust, den Nacken und die bloßen Arme bedeckt, für eine hinlängliche Zugabe ihres Putzes, der vorzüglich in Geschmeide aller Art besteht.

Ueberhaupt habe ich in Frankreich, so weit ich es kennen lernte, die Bemerkung gemacht, daß man daselbst, obschon im Vaterlande der Moden, denselben nicht so allgemein huldigt, als in andern Ländern.

Man sieht zwar eine Menge Menschen, welche sich viel unnöthige Dinge zu Bedürfnissen machen; aber sie sind reich, und Niemand kann ihnen verargen, daß sie ihr Geld lieber zur Beschäftigung und Aufmunterung der erwerbenden Volksklassen verwenden, als es todt und unbenutzt liegen zu lassen. Doch selten fällt es — wie man anderwärts so häufig bemerkt, — dem Aermern und Geringern ein, in seinem Hause zu darben, damit er öffentlich eine glänzende Außenseite zeigen, und hierin dem Reichen und Vornehmen gleichsam die Spitze bieten kann.

Daß man in Bordeaux viel hölzerne Schuhe sieht, und die Straßen beständig von ihrem Klippklapp ertönen hört, darf deßwegen um so weniger befremden, da sie in ganz Frankreich gebräuchlich sind. Beide Geschlechter bedienen sich derselben über der gewöhnlichen Flußbekleidung, so oft die Witterung naß oder kalt ist; ja, die gemeinen Leute tragen sie aus Ersparniß täglich, im Sommer wie im Winter, und vertauschen sie nur des Sonntags mit ledernen. Dieses Anzugstück ist gewöhnlich ein Gegenstand des Spottes für jeden Ausländer, der nach Frankreich kommt; allein, wer den Gebrauch desselben versucht hat, wird ihm Zweckmäßigkeit gewiß nicht absprechen. Denn es ist allerdings angenehm, bei nassem oder kaltem Wetter überall trocknen und warmen Fußes gehen zu können, und diese Bequemlichkeit gewährt keine Fußbekleidung in dem Maße, wie die hölzernen Schuhe. Da übri-

gens die dortigen von sehr leichtem Holze verfertigt sind, so fallen sie weniger beschwerlich, als es das Ansehen hat, und es kommt nur auf einige Gänge an, um sich daran zu gewöhnen.

Im Essen sind die Einwohner von Bordeaux, wie alle ihre Landsleute, sehr leckerhaft. Einfache nahrhafte Speisen lieben sie nicht, sondern verlangen immer nach Kleinigkeiten, die den Gaumen kitzeln. Da dieser Leckerhaftigkeit ihre Liebe zum Künsteln und ihr erfinderischer Geist zu Hülfe kommt, so genießen sie selten etwas in der Form, welche von der Natur am wenigsten abweicht, sondern es wird in Ragouts, Fricassees, Fricandeaus, Pasteten u. s. w. verwandelt. Man versucht die sonderbarsten Mischungen und verändert dadurch den eigenthümlichen Geschmack eines jeden Bestandtheils, weßhalb eine Speise selten zum zweiten Mal in derselben Gestalt auf der Tafel erscheint. Dabei hegen die Meisten eine große Vorliebe für gewisse Leckerbissen, woran man in vielen Ländern nur mit Ekel denkt, als Frösche, Schnecken und allerhand Seegewürme; ein Gerichtchen Froschkeulen wird oft theuer bezahlt, obschon die sumpfigen Gegenden in der Nachbarschaft eine reiche Ausbeute an solcher Eßwaare geben. Einige machen sogar eine besondere Liebhaberei aus fetten Katzen, und ich selbst habe verschiedene dieser Leckermäuler kennen gelernt; ja, eines Tages glaubte ich meinen Ohren kaum trauen zu dürfen, als man in einer Gesellschaft behauptete, daß „das Fleisch gemä-

steter Ratten jedes andere an Wohlgeschmack übertreffe." — Leute, die des Mittags ihre Mahlzeit bei den Kuchen- und Zuckerbäckern halten, gehören zu den täglichen Erscheinungen. Trotz dieses Hanges zu Näschereien lebt man sehr mäßig, und Nüchternheit ist eine fast allgemeine Tugend.

Der gemeine Mann begnügt sich oft die ganze Woche mit Muscheln und dergleichen Seeproducten, welche die Küsten in großer Menge und sehr wohlfeil liefern; dennoch weiß er aus diesen geringen Bestandtheilen eine große Verschiedenheit wohlschmeckender Gerichte hervorzubringen. Sein Frühstück und Abendessen besteht lediglich in Brod und Knoblauch oder Zwiebeln, welche letztere dort zu Lande einen so lieblichen Geschmack haben, daß man sie wie Aepfel genießt. Das vorzüglichste Nahrungmittel, welches den niedern Volksklassen Kraft und Stärke verleiht, ist der Wein; sie trinken ihn vom frühen Morgen bis zum Abend, doch sind sie behutsam, nicht das gehörige Maß zu überschreiten.

Beim Frühstücken haben diese Leute die sonderbare Gewohnheit, daß sie nicht, wie es fast überall Sitte ist, sich in die Häuser begeben, sondern vielmehr aus denselben herauskommen, um ihre Mahlzeit auf der offenen Straße zu halten, und mit dem Magen zugleich ihre Neugierde zu befriedigen. Dieses Schauspiel zeigt sich jeden Morgen ungefähr um die achte Stunde. Einer nach dem andern tritt aus seinem

Hause, indem er ein ungeheures Stück Brod unter dem linken Arme trägt; denn da in Frankreich das Brod nur von Weizen und ungemein leicht und schwammig gebacken wird, so kann ein gemeiner Arbeiter sehr viel davon verzehren. In der rechten Hand hält man ein kleines Messer, und in der linken etwas Knoblauch, womit jeder Bissen gerieben wird. In diesem Aufzuge schreitet dann Jeder gemächlich fort; und so sieht man in kurzem ganze Reihen solcher wandelnder Frühstücker auf dem Kai- und in allen Straßen herumziehen, bis sie sich nach und nach wieder in die Häuser verlieren, um einen Trunk Wein auf die Mahlzeit zu thun, und an ihre Arbeit zurückzukehren. Einzelne dergleichen spazierende Esser zeigen sich auch zu andern Zeiten des Tages.

Sinnlichkeit und Vergnügungsucht, Liebe zum Tändelnden, zum Sonderbaren und die Begierde, immer etwas Neues zu sehen, sind in Bordeaux eben so groß, als in irgend einem Theile Frankreichs. Dieß gibt nicht nur vielen Einheimischen Gelegenheit und Aufmunterung, sich auf unbedeutende Künste zu legen, und oft ihr Brod auf eine Art zu verdienen, wobei man anderwärts verhungern würde; es lockt auch solche Leute aus andern Gegenden, sogar aus Spanien und Italien an. Vielfache Beweise davon liefern die Vergnügungörter. Der hier sich aufhaltenden gymnastischen, mechanischen und optischen Künstler, so wie der Feuer-, Eisen-, Glas- und Giftfresser nicht zu

gedenken, will ich nur Einige erwähnen, deren Kunst oder Geschicklichkeit das meiste Aufsehen im Publikum erregte und überhaupt den obigen Charakterzug um so anschaulicher macht. Ein junges Mädchen strickte mit den Füßen und nähte mit den Händen zu gleicher Zeit; doch verrichtete sie diese beiden Arbeiten, wie man leicht denken kann, zu unvollkommen, um einen wesentlichen Nutzen davon ziehen zu können. — Ein kleiner dicker Italiener, ein Bacchus, wie er sich nannte, ließ seine Geschicklichkeit im Zechen sehen. Er konnte ein ziemlich großes Faß Wein, mit Wasser vermischt, in Zeit von einer Stunde rein austrinken, ohne davon berauscht zu werden oder übermäßig aufzuschwellen. Das Geheimniß dieses nichts weniger als sinnreichen Kunststücks bestand darin, daß der Gaukler vorher viel Oel zu sich nahm, wodurch der Abgang des Getränks beschleunigt wurde. Um sich der Flüssigkeiten auf der Stelle und unbemerkt entledigen zu können, war er mit einer besondern Vorrichtung versehen. — Ein alter Mann ließ gezähmte Mäuse gleich den Bären tanzen und sie allerhand lächerliche Dinge verrichten. Ein anderer hatte abgerichtete Spinnen, welche mit einander kämpften und Jagd auf Fliegen machten. Ein dritter zeigte eine Kutsche, die von Flöhen gezogen wurde, und sein Gehülfe hielt zugleich anatomische Vorlesungen über den Körperbau dieser Thiere, die er mikroskopische Tiger nannte. Sogar das Häßlichste alles Ungeziefers, wie Läuse und Wanzen, diente als Mittel,

die Neugierigen zu unterhalten, indem man solche Thiere, durch Gläser vergrößert sehen ließ und Versuche machte, dieselben durch die geringste Berührung mit einer von den chymischen Mischungen, die zugleich verkauft wurden, schnell zu tödten. — Obschon die Zahl aller dieser Leute, deren Gewerbe die Zerstreuung und Belustigung des Publikums bezweckt, sehr bedeutend ist, so gebricht es doch in den Abendstunden keinem an Zuschauern, wovon einer nach dem andern ein „c'est curieux!“ ausruft oder seinen Beifall auf andere Weise zu erkennen gibt.

Aber sollte man wohl glauben, daß auch pöbelhafte Ungezogenheiten ein Gegenstand öffentlicher Belustigung werden können? — Und dennoch sind sie es in Bordeaux nicht selten, wenn sie nur das Gewöhnliche überschreiten. Ich würde Anstand nehmen, diese Behauptung mit Beispielen zu belegen, wäre nicht folgendes zu auffallend, um es mit Stillschweigen zu übergehen. Ich ging eines Abends auf dem Kai in der Vorstadt Les Chartrons spazieren, als plötzlich ein Zusammenlauf des Volks entstand und überall das Geschrei: „au basson! au basson!“ erschallte. Ich wanderte gemächlich fort, kam aber noch zur rechten Zeit auf dem Sammelplatze an, um den Schluß eines Tonspiels zu vernehmen, welches ein bekannter Zwiebelesser mittels einer Baßpfeife gab, die ich dem Leser zu errathen überlasse. Ueber die lebhafte Theilnahme, welche der Pöbel diesem Spiele bewies, wunderte ich

mich nicht, und eben so wenig über seinen Einfall, dasselbe mit dem Namen der „Bataille von Austerlitz" zu bezeichnen; aber zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß einige Kaufleute und andere angesehene Männer nicht nur mit gespannter Aufmerksamkeit stehen blieben, sondern auch, höchlich ergötzt, am Ende den Beutel zogen, um den so genannten basson zu beschenken.

Die große, jedem Franzosen angeborne Leidenschaft für das Tanzen und das Fechten, und seine besondere Liebe zu jeder Art von Spielen zeigen sich auch in Bordeaux sehr deutlich. An Festtagen, wo fast Jedermann sein Haus verläßt, um Vergnügen und Zerstreuung zu suchen, sind die Tanzhäuser in- und außerhalb der Stadt mit Menschen angefüllt. Nicht selten erscheint dann die Dame in gemischter Reihe mit den Dienstmädchen und Bäuerinnen; auch bemerkt man, daß die eine wie die andere mit Leichtigkeit und Anmuth tanzt. Fechtende zeigen sich unaufhörlich, sowohl in den Häusern als auf den Straßen, und das Klirren der Rappiere nimmt kein Ende. Ja, selten stehen ein paar Leute aus den niedrigsten Klassen einige Minuten müßig beisammen, ohne daß sie mit ihren Stöcken, Schaufeln oder Hacken, oder in Ermangelung derselben mit den Fäusten, nach einander stoßen und ausspariren. Nirgends fand ich eine so große Verschiedenheit und Abwechselung in gesellschaftlichen

Spielen, und selbst die Gassenjungen sind unerschöpflich in den Mitteln, sich die Zeit zu vertreiben.

Nachdem ich die Ergötzlichkeiten und Zerstreuungen im Allgemeinen berührt habe, will ich zu gleicher Zeit eines sehr seltenen und edeln Vergnügens erwähnen, welches den Einwohnern von Bordeaux, während meines Aufenthalts daselbst, zu Theil wurde. Dieß waren die Concerts einer Gesellschaft musikalischer Blinden, die einen Deutschen, den einzigen darunter befindlichen Sehenden, zum Führer hatte. Ich lernte diese Gesellschaft zuerst in einem Privathause kennen, wo man sie zur Unterhaltung einiger Gäste spielen ließ. Ich versäumte nachher aber keine Gelegenheit, sie zu hören, und pflegte mich regelmäßig an den öffentlichen Oertern einzufinden, wo sie erschien. Ihre Musik war ungemein anziehend und rührend. Jenes feine Gehör, wodurch der Blinde die geringste Abweichung des Tons bemerkt, jenes zarte Gefühl, das ihm die größte Sicherheit im Tasten gewährt, und jene ruhige Hingebung einer von fremden Gegenständen nicht gestörten Seele verleihen seinem Spiel eine Genauigkeit und Innigkeit, die man selten bei Sehenden findet.

Reinlichkeit ist eine Tugend, die von jedem Franzosen in großen Ehren gehalten wird und die er beständig im Munde führt; auch in Bordeaux hört man oft und viel davon sprechen. Es scheint aber, daß man hier einen weit eingeschränktern Begriff, als z. B. in

England oder Holland, damit verbindet, und mehr das Aeußere des Menschen als andere Gegenstände dabei berücksichtigt. Es ist wahr, Jedermann geht in reinlichen Kleidern, und die Wäsche ist selbst beim gemeinsten Arbeiter stets sauber, zumal da häufig bunte Hemden getragen werden. Kommt man dagegen in die Häuser, so machen die Stuben, weil das Geräthe zierlich gearbeitet und durch geschmackvolle Anordnung, so wie durch überflüssigen Putz noch mehr herausgehoben ist, zwar einen angenehmern Eindruck auf das Auge, als ein kostbar, jedoch einfach meublirtes englisches Zimmer; aber dieser Eindruck verschwindet, wenn man die Gegenstände genauer untersucht und gewahr wird, daß die ganze Schau nur für flüchtige Augen berechnet ist. Betrachtet man z. B. die Fenster und Schlösser an den Thüren, sieht man unter die Kommoden und Schränke und in die Winkel des Gemachs, so zeigt sich ein großer Unterschied zwischen hier und England, wo jede Sache und jedes Winkelchen so gut, wie die Mitte, mit einer Genauigkeit gesäubert wird, deren die unruhige Seele des Franzosen nie fähig ist. Einen besonders auffallenden Abstich macht sein flüchtiges und oberflächliches Wesen mit der Genauigkeit des Engländers, wenn man z. B. die Stubenkamine beider Nationen vergleicht. Die englische Reinlichkeit findet eine besondere Genugthuung darin, den schmutzigen Theil des Zimmers, den Kamin, zum glänzendsten zu machen; und man säubert und polirt jeden Morgen nicht nur

die metallnen Verzierungen desselben, sondern auch alles dazu gehörige Geräth, sammt Schaufeln, Zangen und Schüreisen, und selbst den Rost, welcher das Feuer umschließt. Der Franzose befaßt sich wenig mit dem Reinigen dieser Gegenstände, welche so leicht sich wieder verunreinigen; er betrachtet sie als ein nothwendiges Uebel, dem nicht abzuhelfen ist, und begnügt sich, den ungefälligen Prospect, den sie geben, mit einem schönen Vorhange zu verdecken. — Ueberhaupt machen die Vorhänge, Schirme und alle solche Geräthschaften, welche zum Verhüllen anstößiger Gegenstände dienen, sehr wesentliche Hülfmittel der französischen Reinlichkeit aus, und man findet dergleichen überflüssig in den Haushaltungen von Bordeaux.

Die mit der wahren Reinlichkeit so innig verbundene Ordnung vermißt man nicht selten, wenn sich's trifft, daß man einen Blick in die Fächer der Kommoden und Schränke, oder überhaupt in die verborgenen Gemächer und Behältnisse werfen kann. Ich sah eines Tages mit Verwunderung, wie die Dame eines sonst sehr eleganten Hauses ein schönes Büreau öffnete, und in einem Chaos der kontrastirendsten Dinge, unter schmutziger und reiner Wäsche, unter Schuhen und Haarlokken, Salben- und Pomadenbüchsen herumwühlte, um — silberne Löffel zu suchen. In den meisten Familien herrscht die Gewohnheit, die ausgezogenen Kleidungstükken nachlässig über einander hinzuwerfen und liegen zu lassen, bis das gelegentliche Bedürfniß dieselben wieder

hervorzusuchen nöthigt. Die Sopha's und Stühle in den Wohnzimmern sind daher nicht selten mit Wäsche und Kleidern bedeckt, die jedoch durch darüber gebreitete schöne Tücher oder Teppiche den Augen entzogen werden. Kurz, alle über Ordnung und Reinlichkeit gemachte Beobachtungen überzeugten mich, daß man nicht sowohl nach diesen Tugenden, als nach dem Schein derselben strebt.

Auf den Dörfern um Bordeaux lebt man sogar höchst schmutzig, indem dasselbe Gemach den Menschen und ihrem Federvieh, oft auch andern Hausthieren, zum gemeinschaftlichen Aufenthalte dient. Dessen ungeachtet wird das Aeußere der Person nicht aus den Augen gesetzt; die Weiber sind immer artig geputzt, und schwatzen auch viel von der Reinlichkeit.

Eine bequeme und besonders für Fremde sehr wohlthätige Einrichtung, welche man zwar in vielen andern Städten und Ländern, aber nirgends so vollkommen, als in Bordeaux findet, ist die, daß die Barbiere — völlig getrennt von der Chirurgie — nicht nur das Geschäft des Bartscheerens verrichten, sondern auch die Haare verschneiden und kräuseln, die Kleider und Schuhe reinigen, und überhaupt die ganze Figur eines Menschen in Ordnung bringen. Sie pflegen ihr Gewerbe in großen Buden zu treiben, die gewöhnlich von außen grün angestrichen und im Innern geschmackvoll eingerichtet sind. Die meisten und vorzüglichsten befinden sich auf dem erwähnten Kai in der Vorstadt Les Chartrons. Wenn man

in eine solche Bude tritt, so sieht man sich von dienstfertigen Leuten umringt. Der Meister nöthigt zum Sitzen, und schickt sich an, das Geschäft des Rasierens zu verrichten; ein Gehülfe nimmt die Kleider ab und reicht einen Mantel, während ein anderer die Stiefeln oder Schuhe gegen Pantoffeln vertauscht. Sobald das Rasieren vorüber ist, wird auch der übrige Theil des Kopfes in die gehörige Form gebracht; man kämmt, verschneidet, salbt und kräuselt die Haare, säubert die Ohren, putzt die Zähne und verrichtet alles, was sonst noch für nöthig erachtet wird. Hierauf verschneidet man die Nägel und bringt Wasser zum Waschen. Während dieser Zeit sind die Kleider, die Stiefeln oder Schuhe gereinigt worden, und in wenig Augenblicken ist der übrige Anputz gemacht. Zum Beschluß unterwirft der Meister den Geputzten noch einer allgemeinen Musterung, betrachtet ihn von vorn und von hinten, und vom Kopfe bis zu den Füßen; er zupft oder wischt, streicht oder reibt, kämmt oder bürstet ihn noch hier und da, und macht ihm endlich eine tiefe Verbeugung. Diese ganze Bedienung erhält man für den geringen Preis von acht Sous; einzelne dergleichen Dienste werden nach Verhältnissen bezahlt, und wer sich bloß rasieren läßt, gibt nicht mehr, als ein Zweisousstück.

Es wäre zu wünschen, daß man überall eine solche Einrichtung träfe; sie würde dem Einheimischen, wie dem Fremden, manchen Zeitverlust, Geldaufwand und Verdruß ersparen. Der Geschäftsmann, welcher Ver-

richtungen in mehren Theilen der Stadt hat, brauchte nicht von Zeit zu Zeit auf großen Umwegen nach Hause zu eilen, um seinen Anzug von neuem in Ordnung zu bringen, sondern könnte dieß auf der Stelle thun, wo er es für gut findet. Die Reisenden, die schmutzig und bestäubt in die Stadt kommen, würden dann — wie es in Bordeaux zu geschehen pflegt, — vor allen Dingen sich in eine Barbierbude verfügen, um ihr Aeußeres binnen einer kleinen Viertelstunde in den Stand setzen zu lassen, daß sie vor Jedermann erscheinen und ihren Geschäften folgen können.

Was ich über den Charakter und die Eigenheiten der Franzosen überhaupt gesagt habe, ist zwar ziemlich allgemein bekannt und dürfte vielleicht manchem meiner Leser überflüssig scheinen. Allein aus Rücksicht auf den unerfahrnern Theil derselben, für welchen auch das Alte etwas Neues ist, glaubte ich, diese Schilderungen nicht weglassen zu dürfen.

8.

Die gegen Dänemark gerichteten Feindseligkeiten Englands werden in Bordeaux bekannt — die Lage, worein die daselbst befindlichen Dänen durch das Schicksal ihres Vaterlandes versetzt werden. Herr Feddersen reis't mit seinen Leuten zu Lande nach der Heimath zurück. Der Verfasser, der sich von ihm getrennt hat, geht auf ein nach Isle de France bestimmtes französisches Handelschiff, wo ihm die Stelle des Supercargo übertragen wird. Beschreibung des Schiffes, Oiseau genannt. Schilderung seiner Mannschaft, nebst einigen Charakterzügen seines Eigenthümers, des Kaufmann Dupois, der sich mit auf die Reise begibt.

Ich komme nun zu meiner Reise zurück, und beginne mit der Bemerkung, daß die gegen Seeland gerichtete Kriegsrüstung der Engländer Anfangs Septembers in Bordeaux bekannt wurde. Diese Nachricht erregte ein allgemeines Aufsehen, und die Einwohner nahmen lebhaft Theil an dem Schicksal der Dänen, die sie nun als ihre Waffenbrüder und Bundesgenossen betrachteten. Die Zeitungen schilderten in den lebhaftesten Ausdrükken den Muth dieses braven Volks, und schmeichelten dem Leser mit der Hoffnung, den Stolz der Engländer an den skandinavischen Küsten gedemüthigt zu sehen.

Die Erwartung der in Bordeaux befindlichen Dänen wurde nun auf das Höchste gespannt; die Gefahr, welche dem Vaterlande drohte, entflammte ihre Liebe zu demselben und kettete sie noch fester an einander. Sie hielten auf ihren Schiffen häufig politische Zusammenkünfte und unter andern war auch das unsrige ein solcher Sammelplatz geworden. Ich hatte bei dieser Gelegenheit bisweilen die Zeitungen, die ich regelmäßig erhielt, vorgelesen und denjenigen, welche das Französische nicht verstanden, in ihre Sprache übersetzt. Dieß erwarb mir bei ihnen einen gewissen politischen Ruf und gab Veranlassung, daß sie beständig sich um mich sammelten, um Auskunft über die vaterländischen Angelegenheiten zu erhalten. Diese Verhältnisse dauerten fort, bis durch den Fall Kopenhagens auch die Lage der hier befindlichen Dänen verändert wurde. Die meisten Kapitäne erhielten nun von den Reedern ihrer Schiffe den Auftrag, dieselben, weil sie wegen der verlornen Neutralität ihrer Flagge nicht wieder in See gehen konnten, abzutakeln, oder zu verkaufen, und die Mannschaft zu entlassen. Viele dieser Verabschiedeten wollten zu Lande nach ihrer Heimath reisen, und fast täglich sah man sie in kleinen und großen Karavanen dahin aufbrechen; doch blieb auch ein großer Theil zurück, um in französische Dienste zu treten.

Herr Feddersen, der als Eigenthümer des von ihm befehligten Schiffes völlig unabhängig war, ging nicht so rasch zu Werke, weil er auf eine günstige Wendung

der Dinge rechnete. Der Gedanke, in völlige Unthätigkeit zu sinken, und die vereitelte Hoffnung, seinen frühern Verlust durch doppelte Anstrengung zu ersetzen, lähmte seine sonstige Entschlossenheit und erschwerte ihm die Trennung von seinem Schiffe und von seinen Leuten. Endlich gegen das Ende des Oktobers entschloß er sich doch, sein Schiff zu verkaufen und sammt der Mannschaft nach Dänemark zu gehen. Was mich betrifft, so gab er den ernstlichen Wunsch zu erkennen, daß ich ihn auf sein in Holstein gelegenes Landgut begleiten und dort mein bisheriges Geschäft fortsetzen möchte. Allein, ich fand es für gut, dieses gütige Anerbieten abzulehnen und mich von ihm zu trennen. Die Gründe, welche mich zu diesem Entschlusse bewogen, will ich nur mit wenig Worten anführen.

Wie dem Leser zum Theil aus dem Vorhergehenden bekannt ist, waren meine Verbindlichkeiten gegen Feddersen so groß und die Verhältnisse, worin ich mit ihm stand, überhaupt so glücklich, daß ich wohl wünschen mußte, länger bei ihm bleiben und ihm nützen zu können. Allein mein Zweck war damals, zu reisen, und dieser Zweck, der mich dem braven Manne zugeführt hatte, konnte durch ihn nicht länger erreicht werden. Ueberdem konnte unsere Verbindung nur noch kurze Zeit fortdauern, da seine Söhne, meine bisherigen Zöglinge, allmählich zu Männern reiften. Dazu kam auch der Umstand, daß sich mir eine Gelegenheit darbot, als Supercargo eine Reise nach Ostindien zu

machen, was ich damals auf dem halben Continent vergebens gesucht haben würde, und daher zur Verwirklichung meiner Wünsche ergreifen mußte.

Bordeaux unterhielt in jenen kriegerischen Zeiten, wie schon oben erwähnt, verschiedene Kauffahrer, welche, troß der Wachsamkeit der Engländer, über den Ocean sich wagten und oft reich beladen den Hafen wieder erreichten. Das war besonders der Fall während meines Aufenthalts in jener Stadt. Dieser Umstand, so wie die Gelegenheit, durch die Abtakelung der dänischen Schiffe treffliche Seeleute zu erhalten, gaben hier und vorzüglich in Nantes den Unternehmungen der Kaufleute einen höhern Schwung, und man rüstete in kurzem so viele Avanturiers aus, als noch nie geschehen war. Unter den Unternehmern war auch ein junger Kaufmann aus Nantes, der sich mit einigen andern in dieser Stadt und in l'Orient verband, um ein neues, in Bordeaux erbautes Schiff zu kaufen und für Isle de France zu befrachten. Dabei hatte er die Absicht, von dort aus, nach dem Beispiel einiger zurückgekehrten Schiffe, in andern Theilen des indischen Meeres Handel zu treiben; auch war er Willens, die Reise selbst mitzumachen, um die Geschäfte zu leiten und also eigentlich die Stelle des Supercargo zu verwalten. Aber es fehlte ihm an Kenntniß des Seewesens, so wie der englischen Sprache, welche letztere ein wesentliches Erfoderniß zum Handeln in jenen Gewässern ist. Er bedurfte daher Jemanden, der diese Mängel ersetzte;

auch sollte die benöthigte Person im Stande sein, seine ganzen Geschäfte zu führen, oder, um die Wahrheit zu sagen, seine Arbeiten zu verrichten, während er den Vortheil zog. Zur Ausfüllung dieses Postens ward ich ihm als ein taugliches Subject vorgeschlagen. Wir setzten in kurzem die Bedingungen fest; er bestimmte mir einen monatlichen Gehalt von 200 Franken, und überließ mir den Titel als Supercargo. Die Besoldung entsprach nun freilich dem Charakter nicht, denn die französischen Seeleute standen sich damals so gut, daß jeder erfahrne Matrose monatlich hundert Franken bekam; allein, da nicht Geld und Gewinn mich auf die Meere lockte, so war ich mit dem Gehalt zufrieden.

Bevor ich jedoch in meiner Erzählung weiter gehe, muß ich noch einmal zum guten Kapitän Feddersen und dessen Söhnen zurückkehren. Es war am 6. November, als sie nebst der ganzen übrigen Schiffsmannschaft die Reise nach ihrer Heimath antraten; und ich gab ihnen einige Stunden weit von Bordeaux das Geleit. Es fehlt mir an Worten, den Schmerz, welchen mir der Abschied kostete, zu beschreiben; aber der fühlende Leser wird sich leicht in meine Lage versetzen können, wenn er bedenkt, daß ich mancherlei ungewöhnliche Schicksale mit diesem vortrefflichen Mann erfahren und mehre Jahre mit ihm in der größten Vertraulichkeit gelebt hatte, und daß ich nun, von seiner Gesellschaft losgerissen, einer mir ganz fremden Nation überlassen ward. Am niederschlagendsten wirkte auf

mich der Gedanke, daß ich nicht hoffen durfte, den Edlen je wieder zu sehen, da ihn sein Alter und noch mehr seine erlittenen Unglücksfälle dem Ziele des Lebens schnell zuzuführen schienen. — Meine Ahnung ist leider auch eingetroffen. Es hat mir indessen eine besondere Genugthuung gewährt, daß ich in der Folge Gelegenheit erhielt, einem seiner Söhne sehr wesentliche Dienste zu leisten.

Als wir uns getrennt hatten, ging ich betrübt und wie im Traume nach der Stadt zurück. Ich stieß bald auf einen Trupp Soldaten, der auf dem Marsche nach Spanien war. Er bestand aus lauter jungen, achtzehn- bis zwanzigjährigen Leuten, die sich überdieß durch Schönheit und gute Abkunft verrathenden Anstand auszeichneten. Dieser militärische Zug erregte meine Aufmerksamkeit, und gab meinen Ideen eine andere Richtung. Aber so wie für den Fröhlichen jede Sache eine Quelle der Freude wird, so bietet sie dem Traurigen Stoff dar, seinen Trübsinn zu nähren; in kurzem stieg der melancholische Gedanke in mir auf, daß vielleicht nur wenige der schönen Jünglinge in die Arme ihrer bekümmerten Aeltern zurückkehren dürften, und ich glaubte nichts als Schlachtopfer zu sehen, die dem Tode zugeführt wurden. Dieß erinnerte mich nicht nur an die eben von mir geschiedenen Freunde und die in meinem Vaterlande zurückgelassenen Angehörigen, sondern erregte auch überhaupt traurige Vorstellungen in meiner Seele, die mich das menschliche Leben von

seiner unangenehmen Seite erblicken ließen. Auf diese Weise kam ich, zwar unter den Tönen einer kriegerischen Musik und dem Jubel des herbeiströmenden Volks, aber dennoch mit wehmüthigen Gefühlen wieder nach Bordeaux.

Ich hatte mit der Familie Feddersen, nachdem das Schiff verkauft und übergeben war, einige Tage in einem Gasthofe der Stadt zugebracht. Nach der Rückkunft dahin beschloß ich, den Antritt meines neuen Postens zu verschieben und zu meiner Aufheiterung noch eine kurze Zeit am Lande zu bleiben; denn ich bin immer der Meinung gewesen, man müsse jedes Geschäft mit frischem Muthe beginnen. In der Stimmung, worin mein Gemüth sich damals befand, fühlte ich eine besondere Beruhigung im Umgange mit solchen Leuten, die Ansprüche auf Landsmannschaften machten, weßwegen ich am folgenden Morgen meinen bisherigen Wirth, einen sehr rechtlichen Franzosen, verließ, und zu einem Deutschen zog, der ein Gasthaus in der Vorstadt Les Chartrons hielt; er war unter dem Namen „Friedrich von Preußen" bekannt. Allein ich machte die unangenehme Erfahrung, daß man im Auslande die Landsmannschaft theuer bezahlt.

Ueberhaupt bin ich späterhin, während meines Aufenthaltes in fremden Ländern, sehr oft zur Annahme des Grundsatzes veranlaßt worden, gegen die daselbst ansässigen Deutschen etwas mißtrauisch zu sein, und lieber mit den Eingebornen als mit ihnen umzugehen.

Denn sie mißbrauchen nicht selten das Zutrauen des unerfahrnen Landsmannes, und suchen von seiner Unkunde mit den herrschenden Sitten und Gebräuchen, so wie von seinen nationellen Schwächen, die sie am beßten kennen, Vortheil zu ziehen. Ueberdem darf man ihnen schon deßwegen kein blindes Zutrauen schenken, weil sich von Leuten, die ihrem Vaterlande für immer entsagten, kein hoher Grad von Patriotismus erwarten läßt, und man immer glauben muß, daß sie dasselbe aus Gleichgültigkeit, aus Abneigung oder Mißmuth verließen, oder wohl gar ihres schlechten Lebenswandels und begangener Verbrechen wegen daraus vertrieben wurden. Es sind aber nicht allein die Deutschen, vor welchen man sich zu hüten hat, sondern überhaupt alle Ausländer; und ich habe unzählige Reisende von verschiedenen Nationen kennen gelernt, die sich bewogen fanden, den Umgang und Verkehr mit ihren Landsleuten zu meiden. Doch machen die Engländer hierin eine merkwürdige Ausnahme, indem sie sich immer zu Leuten ihres Volks halten und gern für jede Sache den doppelten Preis bezahlen, wenn sie ihnen nur unter einem englischen Namen und von englischen Händen dargeboten wird.

Am 11. November begab ich mich an Bord des französischen Schiffes, welchem ich als Supercargo vorstehen sollte, und wurde am nächsten Morgen in diesem Amte vom Commissär der Marine bestätigt. Das Schiff hatte bereits einen großen Theil der Ladung eingenom-

men und konnte in kurzem unter Segel gehen. Meine Geschäfte waren daher für den Augenblick sehr unbedeutend, weßhalb ich um so mehr Zeit und Gelegenheit hatte, mich von meinen neuen Verhältnissen genauer zu unterrichten.

Es wird hier nicht am unrechten Orte sein, eine kurze Beschreibung von dem Schiffe und der darauf befindlichen Mannschaft vorauszuschicken. Jenes gehörte zu den schönsten, die ich je gesehen und betreten habe; es war völlig neu, groß und im Style der Fregatten gebaut, führte zwölf 18pfündige metallene Kanonen, und segelte mit so ungemeiner Schnelligkeit, daß es den ihm gegebenen Namen „l'Oiseau" verdiente. Die Mannschaft bildete in Allem eine Masse von 47 Köpfen. Das Haupt derselben, der Kaufmann Dupois, war ein junger Mann, der mancherlei nützliche Kenntnisse besaß und, ungeachtet seiner Flüchtigkeit, seiner Eitelkeit und heftigen Gemüthsart, viel gute Eigenschaften in sich vereinigte. Ich lernte mich sehr bald in seine schwachen Seiten finden, und überzeugte mich, daß die Verträglichkeit zweier Menschen nicht immer Gleichheit des Temperaments und der Neigungen voraussetzt. Ob ich schon seiner Eitelkeit zu schmeicheln nicht verstand, so wußte ich doch das auflodernde Feuer seines Zorns zu dämpfen, indem ich ihm Kälte und Mäßigung entgegenstellte. Wenn er zuweilen vor Wuth, wohin man ihn leicht bringen konnte, sich wie ein Wahnsinniger geberdete, bedurfte es kein anderes Mittel als Stillschwei-

gen und Gleichgültigkeit, um die entzündete, aber durch nichts genährte Flamme plötzlich erlöschen und sein Gemüth zu der entgegengesetzten Stimmung übergehen zu sehen. Dergleichen Auftritte pflegten dann immer damit zu endigen, daß wir beide über einander lachten, er über meine Kälte und ich über seine Hitze. —

Der Kapitän, Herr Fibier, war ein ziemlich bejahrter Mann. Er hatte einen sehr liebenswürdigen Charakter, und war überdieß der beßte Seemann, den ich unter den Franzosen kennen lernte. Ueberhaupt muß ich hierbei bemerken, daß man unter den ältern französischen Seeleuten sehr tüchtige Männer findet, ungeachtet die jüngern, und selbst diejenigen, welche in den beßten Jahren des männlichen Alters stehen, selten etwas Vorzügliches leisten. Der Grund davon liegt darin, weil bei jenen die Flüchtigkeit, die Heftigkeit der Leidenschaften und manche andere, den Charakter der Nation bezeichnende Eigenschaften sich vermindert haben, die mit der Schifffahrt nicht vereinbar sind. Denn diese fodert die größte Genauigkeit, eine ausharrende Geduld und kalte Besonnenheit; und so geschieht es, daß oft der wohlunterrichtete Seemann, betäubt von dem allzu heftigen Eindruck, den die bevorstehende Gefahr auf ihn macht, sich nicht zu fassen und daher seine Kenntnisse nicht anzuwenden weiß; auch ist es nicht selten der Fall, daß jener kühne, den französischen Soldaten charakterisirende Muth auf dem Meere, wo er gegen die zu überlegene Kraft der Elemente mit

Gewalt nichts ausrichten kann, in Verzagtheit und Verzweiflung übergeht.

Der Obersteuermann des Schiffes zeichnete sich durch sein aufgewecktes, mit Gutmüthigkeit verbundenes Wesen aus, so wie durch seine geringe Fähigkeit zu seemännischen Verrichtungen, worin er einen auffallenden Kontrast mit dem Untersteuermann machte. Dieser war ein Däne, etwas roh in seinen Sitten, aber von einem festen, unerschütterlichen Charakter. Seine Geistesgegenwart, die ihn nie verließ, wußte in den bedenklichsten Fällen augenblicklich Rath zu schaffen und aus vielen Mitteln das beßte zu wählen; man konnte ihn daher als die Seele der ganzen Mannschaft betrachten. — Das übrige Personale bestand, mit Ausnahme des einbeinigen, jedoch geschickten Bootsmannes und sechs tüchtiger dänischer Matrosen, aus einem Haufen zusammen gerafter, zum Theil des Seewesens ganz unkundiger Menschen, die auf dem Lande, mit der Flinte auf der Schulter, eine ungleich bessere Rolle würden gespielt haben, als bei den Verrichtungen auf einem Schiffe. Dabei war, wie man auf französischen Schiffen öfters findet, die Zahl der Unteroffiziere und Handwerker viel zu groß. Denn dem Bootsmann, dem Koch und dem Zimmermann hatte man jedem zwei Gehülfen beigesellt, und außer dem Proviantmeister und dem Konstabler, gab es auch zwei Segelmacher, einen Schmied, einen Tischler und einen Böttcher. Alle diese Leute wollten bloß befehlen, oder nahmen an der eigent=

lichen Schiffarbeit nur selten Theil, indem sie sich mit Nebensachen beschäftigten. Da sie auch auf Bedienung Ansprüche machten und dazu einige Jungen nöthig hatten, so kann man leicht denken, daß die Zahl derjenigen, auf welchen die eigentliche Arbeit ruhte, in einem schlechten Verhältnisse mit der Menge der Commandirenden, der Gefreiten und der Zuschauer stand.

9.

Abreise von Bordeaux — das Verfahren der Mannschaft gibt Anlaß zu einer Vergleichung der französischen Seeleute mit denen der nördlichern Nationen. Das Schiff ankert bei der Mündung des Flusses — interessantes Schauspiel, welches das nächtliche Leuchtfeuer des Cordouan gewährt. Ein französischer Kaper wird von englischen Kriegschiffen bis in die Nähe des Cordouan verfolgt, wo eins derselben liegen bleibt, was den Oiseau in See zu gehen verhindert. Der Verfasser besucht das Kaperschiff, wo die grausame Behandlung der Gefangenen einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn macht. Die Mannschaft eines französischen Küstenfahrers wird von einigen Portugiesen vor unsern Augen ermordet. Ein Vorfall, der den hitzigen Charakter des Herrn Dupois enthüllt. Eine Spazierfahrt nach dem Städtchen Royan.

Wir segelten am 16. November von Bordeaux ab. Die Verwirrung und der Lärm, womit ein französisches Schiff unter Segel geht, übersteigt alle Vorstellung. Aus allzu großer Eilfertigkeit läßt man den verschiedenen Verrichtungen nicht die gehörige Zeit. Die Anker lichten, die Boote aufziehen, die Segel setzen — alles soll zugleich geschehen. Man läuft wie wahnsinnig von dem vordern nach dem hintern Deck und von dem hintern nach dem vordern; dabei erschallen

überall die Stimmen der Commandirenden; denn Diejenigen, welche den Befehl erhalten, commandiren wieder einander selbst, indem Keiner zuerst Hand an's Werk legen will. Auf diese Weise werden die Arbeiten bei der Abfahrt nur halb verrichtet, und es vergehen nachher viele Stunden, bis allen Mängeln abgeholfen und das Ganze in erträgliche Ordnung gebracht ist. Der Anblick eines solchen Verfahrens war für mich befremdend, und eignete sich wenig eine vortheilhafte Idee von dem französischen Seewesen in mir zu erwecken. Ich kannte den ruhigen, sichern Gang der Seefahrer der nördlichen Nationen; ich wußte, wie bei ihnen die verschiedenen Geschäfte, der Natur der Sache gemäß, auf einander folgen nnd von vorn herein so verrichtet werden, daß sie keiner spätern Verbesserung bedürfen; auch erinnerte ich mich, mit welcher Geräuschlosigkeit alles gemacht wurde, indem jeder unaufgefordert seiner Pflicht gehorchte, so wie Leute zu thun pflegen, die gewohnt sind, mehr zu arbeiten als zu sprechen.

Wir erreichten am folgenden Tage die Mündung des Flusses, und ankerten in der Nähe des Leuchtthurms Cordouan, um von hier das Meer zu beobachten und eine günstige Gelegenheit abzuwarten, wo man, unbemerkt von den überall kreuzenden Engländern, auslaufen konnte. Unsere Bestimmung war zunächst, nach Nantes und l'Orient zu gehen, um von den daselbst befindlichen Theilhabern an Schiff und La=

dung noch einige Güter zu übernehmen. Es wäre nun wohl der kürzeste und vernünftigste Weg gewesen, die Waaren durch Küstenfahrer nach Bordeaux bringen zu lassen und die Reise nach Isle de France unmittelbar anzutreten. Allein Herr Dupois hatte sich vorgenommen, diese für größere Schiffe so gefährliche Küstenfahrt selbst zu machen, wahrscheinlich bloß in der Absicht, um in jenen Seehäfen sich mit seinem schönen Oiseau zeigen und dadurch seiner Eitelkeit ein Opfer bringen zu können.

Am Abend erblickte ich zum ersten Mal das interessante Schauspiel, welches das nächtliche Leuchtfeuer des Cordouan gewährt. Anfangs, als die Wächter die Steinkohlen auf der Spitze des Thurms angezündet hatten, wurde dieselbe in eine dicke Rauchwolke gehüllt, die sich über den ganzen Luftkreis zu verbreiten und den Einbruch der Nacht zu beschleunigen schien. Nach einiger Zeit brach aus dem Mittelpunkt der schwarzen Dünste ein hochflammendes Feuer hervor, das endlich die Gestalt einer glühenden Kugel erhielt. Der Schein, den sie verbreitete, ließ uns alle Gegenstände umher, wie in einer hellen Mondnacht, erblicken, und war so glänzend, daß ich auf dem Verdeck lesen konnte.

Am nächsten Morgen zeigte sich auf dem Meere ein dicker, undurchdringlicher Nebel. Man hielt diesen Umstand für eine günstige Gelegenheit, in See zu gehen, und säumte daher nicht, die Anker zu lichten. Aber kaum war dieß geschehen, so wurde plötzlich der

Nebel vom Winde zerstreut, und wir erblickten in geringer Entfernung einen französischen Kaper mit mehreren Prisen unter vollen Segeln, und drei oder vier nacheilende englische Kriegschiffe. Dieser Anblick bewog uns, die Anker wieder fallen zu lassen, und in guter Ruhe hinter dem Leuchtthurme liegen zu bleiben.

Der Kaper und seine Prisen erreichten, obschon von den Engländern beinahe bis an den Cordouan verfolgt, glücklich die Mündung des Flusses, und gingen in unserer Nähe vor Anker. Die englischen Schiffe zogen sich dann wieder zurück, mit Ausnahme einer Fregatte, die nicht weit vom Thurme liegen blieb; sie pflegte diese Stellung einzunehmen, so oft der Wind, wie gerade jetzt der Fall war, vom Lande wehte. Wir durften daher die Befreiung von unserem Argus nur bei der Rückkehr eines westlichen Windes hoffen.

Da Herr Dupois den Kapitän des Kaperschiffes kannte, so säumte er nicht, ihm seinen Glückwunsch abzustatten; und ich nahm an diesem Besuche Theil, denn ich wünschte die Einrichtung solcher Schiffe kennen zu lernen. Die Eindrücke, welche ich dort empfing, waren im hohen Grade unangenehm. Die Kajüte, das Verdeck und jeder Gegenstand, der sich mir darstellte, trugen das Gepräge der äußersten Unordnung. Der Anblick der aus achtzig Köpfen bestehenden Mannschaft übertraf bei weitem die Vorstellung, die ich mir von einer großen Räuberbande gemacht hatte. Ihre häßlichen Gesichtszüge sowohl als ihre

schändlichen Gespräche zeugten von jener Verdorbenheit, welche die Folge einer zügellosen Lebensweise ist. Doch muß ich bemerken, daß dieser wilde Haufe nur aus wenig eigentlichen Seeleuten, sondern größten Theils aus allerlei liederlichem, zusammengelaufenen Gesindel bestand. Ueberhaupt findet dieß auf den Kapern fast immer Statt. Denn obgleich man in Kriegszeiten solche Schiffe auszurüsten erlaubt und sie mit Freiheitbriefen versieht, so hält doch jeder brave Seemann den Dienst auf denselben für nichts weniger als ehrenvoll, und betrachtet ihn als eine Zuflucht für diejenigen, welche durch Gewinnsucht, Untauglichkeit zum Arbeiten, Hang zum Müßiggehen, oder durch begangene Verbrechen dazu getrieben werden.

Mein Abscheu gegen das Gesindel stieg auf das Höchste, als ich sah, wie es die Gefangenen behandelte. Diese armen Menschen waren, aller ihrer Habe beraubt und einige sogar mit Ketten belastet, im untersten Theile des Raums in Verwahrung gehalten worden. Hier hatte man sie, ohne selbst die Verwundeten oder sonstigen Kranken zu berücksichtigen, auf feuchtem Ballast, bei gänzlichem Mangel an Licht, in einer mit faulen Dünsten angefüllten Luft und bei einem kärglich zugetheilten Maße von Lebensmitteln, viele Tage und Nächte schmachten lassen. Jetzt mußten sie, bewacht mit gezogenen Säbeln, auf dem Verdecke sich in Reihen stellen, um aufgezeichnet und dann nach den Staatsgefängnissen im Lande abgeführt zu

werden. Ihre bleiche, kränkliche Gesichtsfarbe, ihre Niedergeschlagenheit und überhaupt ihr ganzes Aeußere — denn es war ihnen fast nichts als das Hemd und ein Paar Beinkleider gelassen worden, — mußten auch das gefühlloseste Herz zum Mitleid bewegen. Gleichwohl hatte man die Grausamkeit, diese Unglücklichen mit Rippenstößen hin und her zu treiben, sie zum Gegenstande des Spottes zu machen und überhaupt auf eine Art zu behandeln, die mein Innerstes empörte. Herr Dupois, den der klägliche Zustand der armen Menschen ebenfalls beunruhigte, konnte sich nicht überwinden, dem Kapitän einige Vorwürfe zu machen und sich besonders über den schändlichen Gebrauch der Kaper zu beschweren, daß sie, nicht zufrieden mit den erbeuteten Schiffen und Ladungen, die darauf befindlichen Mannschaften sogar ihrer Kleider beraubten. Jener wußte zu seiner Entschuldigung nichts vorzubringen, als daß man den Leuten alle mögliche Vortheile gestatten müßte, weil außerdem Niemand sich zu einer so gefährlichen Lebensart entschließen würde.

Unter den Gefangenen befanden sich auch zwei Deutsche. Ihre unglückliche Lage war für mich doppelt rührend. Ich wünschte ihnen zu dienen und suchte daher den Herrn Dupois zu bereden, sie in Dienst zu nehmen, was mir um so weniger Mühe kostete, da sie das Ansehen tüchtiger Seeleute hatten, deren unser Schiff so sehr bedurfte. Auch ließ der Kapitän sich willig finden, sie in Freiheit zu setzen; denn

man pflegte, sowohl in Frankreich als in England, die auf den feindlichen Schiffen befindlichen Deutschen sehr schonend zu behandeln. Allein, die beiden Männer bezeigten keine Lust, meinen Vorschlag anzunehmen, weil sie lieber mit ihren englischen Gefährten eine lange Gefangenschaft ertragen, als unter den Franzosen, die ihnen äußerst verhaßt geworden waren, in Freiheit leben wollten. Eben so lehnten sie mein Anerbieten ab, ihnen mit Kleidern zu helfen, indem sie versicherten, man würde dieselben gleich den übrigen rauben. So theilten sie in allen Stücken das Schicksal ihrer Mitgefangenen.

Gegen Abend versammelten sich viele Boote bei dem Kaper, um der Mannschaft Eßwaaren, Getränke, Spielleute und sogar Gegenstände zur Befriedigung ihrer sinnlichen Lüste zu bringen. Sie verschwendete nun die gemachte Beute und überließ sich den niedrigsten Ausschweifungen. Ich entfernte mich mit Unwillen und Abscheu von diesem Schauplatze des Lasters, und nie ist mir wieder die Lust angekommen, ein Kaperschiff zu betreten.

Am darauf folgenden Tage kam eine Menge Küstenfahrer den Strom herab, und warf die Anker, um, wie wir, die Entfernung der englischen Fregatte abzuwarten. Inzwischen ereignete sich auf einem darunter befindlichen kleinen Schooner eine höchst traurige Begebenheit. Es hatten sich in der Nacht auf dieses Schiff, als es einsam vor Anker lag, einige entlau=

fene portugiesische Kriegsgefangene geflüchtet und, ohne entdeckt zu werden, im Raume verborgen. In dem Augenblick, wo die schwache Schiffsmannschaft, die drohende Gefahr nicht ahnend, an der Mündung des Flusses ankern wollte, brachen die Flüchtlinge aus ihrem Hinterhalte hervor, um sich des Fahrzeuges zu bemächtigen. Wir sahen aus der Ferne, wie sie die Mannschaft von einer Stelle des Verdecks zur andern verfolgten und endlich, in einen Winkel gedrängt, mit Messerstichen zu Boden streckten. Laut ertönte das Angstgeschrei der Verwundeten, wodurch alle in der Nähe befindlichen Schiffe aufmerksam gemacht und bewogen wurden, ihre Boote dahin abzuschicken. Gleichwohl waren die Verbrecher so glücklich, ihrem Plane gemäß, mit dem Schooner nach der englischen Fregatte zu entkommen, wo sie eine Freistatt zu finden und eine Belohnung für die ihr zugeführte Prise zu bekommen hofften. Aber die britischen Krieger, die der verübte Meuchelmord mit Abscheu erfüllte, lieferten die Thäter ungesäumt an das französische Wachschiff aus, und ließen dann auch den Küstenfahrer, den sie als eine ihre Nation entehrende Beute betrachteten, unversehrt nachfolgen. — Die Franzosen, vor deren Augen dieses vorging, schienen sich über die verübte Mordthat nicht zu wundern, weil die Portugiesen den wüthenden Haß, welchen sie damals gegen das französische Volk hegten, schon öfters an demselben ausgelassen hatten. Um so größer war der Eindruck, den

die Großmuth der Engländer auf sie machte, und viele bedauerten, daß die Umstände sie nöthigten, mit ihnen in Feindschaft zu leben.

Nachdem wir fünf Tage vergebens auf den Eintritt des Westwindes, der uns von der Fregatte befreien sollte, gehofft hatten, verlor Herr Dupois die Geduld, und der Thermometer seiner Gemüthstimmung verkündete ein nahes Ungewitter. Meine wohlgemeinte Vorstellung: daß „die Küstenfahrer oft Wochen lang auf einer Stelle liegen müßten,“ gab Gelegenheit, den Ausbruch desselben zu beschleunigen; und nun lernte ich zum ersten Mal seine ungestüme Heftigkeit kennen. Der schnöden Behandlung, welche sich der aufbrausende Zorn erlaubt, nicht gewohnt, ertrug ich sie zwar mit Gelassenheit, faßte aber den Entschluß, gleich nach unserer Ankunft in Nantes meine Verbindung mit ihm abzubrechen und meinen Posten zu verlassen. Es dauerte jedoch nicht lange, so legte sich seine aufwallende Hitze und ging in eine ungewöhnlich ruhige Stimmung über; er bereute die mir zugefügte Beleidigung und suchte durch zuvorkommende Gefälligkeiten das Vorgefallene vergessen zu machen. Endlich lud er mich zu einer Spazierfahrt nach dem nahen Städtchen Royan ein, wo wir bei einer Flasche des trefflichen Muskatweins, der dort wächst, das Fest der Versöhnung feierten.

Schon in Bordeaux hatte die Geschicklichkeit des weiblichen Geschlechts, große Lasten auf dem Kopfe zu

tragen, öfters meine Bewunderung erregt. In Royan, das mir übrigens keine Gelegenheit zu Beobachtungen darbot, war dieses noch mehr der Fall, indem die dortigen Weiber mit Fässern, die fast zwei Eimer Wein enthielten, flüchtig dahin liefen. Hierbei schien ihnen nicht bloß die vorzügliche Kraft und Gewandtheit ihres Körpers, sondern besonders auch der Vortheil, daß sie einen genau auf den Kopf passenden Strohkranz gebrauchten, worauf das Faß wagerecht und fest lag, zu Statten zu kommen.

10.

Unser Schiff geht, in Gesellschaft vieler Küstenfahrer und unter dem Geleit eines Kanonenbootes, in See, um in den Häfen von Nantes und L'Orient einige Frachtgüter für Isle de France einzunehmen. Langsamer und oft gestörter Fortgang dieser Reise — Bemerkungen über die französische Küstenfahrt damaliger Zeit, und über die Lebensweise der französischen Seeleute. Die Flotte wird von einem englischen Kreuzer überfallen, zersprengt und zum Theil genommen. Der Oiseau entgeht diesem Schicksal und kommt, nach einigem Aufenthalt in Sables d'Olonne, glücklich in der Loire an. Das Eis auf dem Flusse erschwert die Beschiffung desselben — doch erreichen wir Paimboeuf, den gewöhnlichen Ankerplatz der nach Nantes bestimmten größern Schiffe.

Wir waren am Abend auf unsern Oiseau kaum zurück gekommen, als das Schiffsvolk plötzlich ein großes Freudengeschrei erhob; denn der gewünschte Westwind trat ein und zwang die englische Fregatte sich zu entfernen. Zwei Kanonenboote, welche die Küstenfahrer, das eine die nordwärts, das andere die südwärts gehenden, auf ihrer Reise begleiten und decken sollten, gaben bei Tagesanbruch durch Aufsteckung der Flaggen das Signal, Anstalt zum Absegeln zu treffen. Das nach dem Norden bestimmte erschien bald darauf mit vollen Segeln.

Wir folgten ihm und gelangten, umgeben von einer Menge kleiner Schiffe, ohne weitern Aufenthalt in See. Niemand war Anfangs vergnügter, als Herr Dupois. Aber bald bemerkte ich, daß seine glühenden Wangen erblaßten, seine feurigen Augen matt und wässerig wurden, und sein Körper zu taumeln begann, — alles Folgen der ihn befallenden Seekrankheit. Stillschweigend zog er sich daher in seine Kammer zurück und ließ sich den ganzen Tag nicht wieder sehen.

Unsere Flotte segelte, die kleinen Buchten abgerechnet, dicht an der Küste hin. Obschon der Wind günstig war, so machte sie doch nur geringe Fortschritte, weil die beständigen Störungen, welche bei dergleichen Convoien vorfallen, die Fahrt verzögerten. Bald konnte das eine oder das andere Schiff nicht nachkommen, was die übrigen beizulegen nöthigte, oder es verließ, durch einen fernen Kanonenschuß erschreckt, die Linie und machte Miene in den nächsten Hafen zu entfliehen. Das Kanonenboot segelte daher unaufhörlich hin und her, um den Zug in Ordnung zu erhalten. Doch bald ermüdete der Eifer des Commandanten, weßhalb er unser Schiff, weil es unter allen das größte, schnellste und am beßten ausgerüstete war, zum Gehülfen wählte, so daß es, an die Spitze der übrigen gestellt, denselben zum Führer diente.

Es war Nachmittags ungefähr um drei Uhr, als der Wind ungemein günstig wurde, so daß wir, bei einer ununterbrochenen Fahrt, am folgenden Tage die

Mündung der Loire erreichen konnten. Allein, in diesem Augenblick gab der Commandant das Zeichen, in die Reede von Rochefort einzulaufen, obschon sich der Fortsetzung unserer Reise kein Hinderniß entgegen stellte. Dieses Verfahren war eine Folge der Gewohnheit, welche die französischen Küstenfahrer während des Krieges angenommen hatten. Denn selten machten sie eine mehrtägige Reise in einem fort, sondern pflegten, aus Furcht vor den Engländern, jede Nacht am Lande zuzubringen, und so sich von Hafen zu Hafen an den Ort ihrer Bestimmung zu stehlen. Es läßt sich hieraus auf den langsamen Gang einer solchen Schifffahrt leicht der Schluß ziehen. Wenn man nun noch erwägt, wie oft die Flotten von feindlichen Kreuzern, oder bloß von der Furchtsamkeit, oder der Laune ihrer Anführer aufgehalten wurden, und wenn man ferner die widrigen Winde, die periodische Trockenheit der Häfen und andere, die Küstenfahrt erschwerende Lokal-Hindernisse in Anschlag bringt; so ist leicht zu begreifen, daß in jenen Zeiten eine Reise, z. B. von Bordeaux nach Nantes, nicht selten zwei, drei oder mehr Monate dauerte. Ja, ich erinnere mich, in Bordeaux einige Schiffe gesehen zu haben, welche auf ihrer Fahrt von L'Orient bis dahin sechs Monate zugebracht hatten. Der Leser wird sich daher nicht wundern, daß unsere Schiffe unter einem triumphirenden Frohlocken der Mannschaften in die Mündung der Charente einliefen. Sie riefen sich von allen Seiten zu und gaben

ihre Freude über die heutige Reise zu erkennen, die, so unbedeutend sie auch war, für ein sehr gutes Tagewerk gehalten wurde.

Um vier Uhr lag die ganze Flotte, umgeben von Sandbänken und Klippen, schon wieder vor Anker. Die Matrosen der Küstenfahrer machten ungesäumt Anstalt, Muscheln, Austern und andere dergleichen Seeproducte zu fischen — ein Geschäft, dem sie sich täglich zu unterziehen pflegten. Denn da diese Leute sich selbst beköstigten und ihr Verdienst durch die lange Dauer der Reisen sehr geschmälert wurde, so genossen sie selten Fleisch, sondern lebten, Wein, Brod, Zwiebeln und Knoblauch abgerechnet, hauptsächlich von jenen Produkten. Der Umstand, daß dieselben an den französischen Küsten im Ueberflusse zu finden sind, kam ihnen dabei sehr zu Statten. Durch das Beispiel der übrigen ermuntert, bequemten sich auch unsere Leute, auf den Fischfang auszufahren, und kamen nach einiger Zeit mit einer so reichen Ladung Austern und Muscheln zurück, daß sie, auf das Verdeck geschüttet, einen kleinen Berg bildeten.

Da die Mannschaft den ganzen Tag gearbeitet und zum Theil sich nicht wohl befunden hatte, so war an das Kochen und selbst an das Essen nicht gedacht worden. Aber nun machte der Magen an Alle die ungestümsten Forderungen. Die französischen Matrosen lagerten sich daher augenblicklich um den Austernberg und schmaus'ten nach Herzenslust. Allein die dä-

nischen, an regelmäßige Mahlzeiten und an eine feste, nahrhafte Kost gewöhnt, waren nicht mit diesen Näschereien zufrieden, sondern bestürmten den Koch, das zum Mittagmahl bestimmt gewesene Fleisch zuzubereiten. In diesem Augenblick trat auch Herr Dupois aus seiner Kammer und bestellte, da er seine Unpäßlichkeit verloren und dagegen einen starken Appetit bekommen hatte, ein stattliches Abendessen, indem er zu dem Ende nach den nahe gelegenen Hütten schickte, um Fische zu kaufen. Allein der Matrose, dem man diesen Auftrag gab, kam unverrichteter Sache zurück, brachte aber eine große, fette Katze mit, die er gestohlen hatte, um sich einen Braten davon zuzurichten; und nun erfuhr ich, daß auch Herr Dupois ein Liebhaber dieser seltsamen Speise war. Denn er erblickte kaum das arme Thier, als er es in Beschlag nahm, den Eigenthümer aber dafür entschädigte und von Stund' an zu seinem Liebling machte, der auch in der Folge keine Gelegenheit unbenutzt ließ, sich durch ähnliche Dienstleistungen in der erworbenen Gunst zu befestigen. Die Katze wurde sogleich gebraten und späterhin mit den übrigen Speisen aufgetragen. Vergnügt nahm Dupois Platz am Tische, gerieth aber nicht wenig in Harnisch, als seine Tischgenossen, die aus dem Kapitän, den Steuermännern und mir bestanden, an seinem Lieblingsgerichte nicht Theil nehmen wollten; doch der gute Appetit dämpfte dießmal das auflodernde Feuer seines Zorns.

Am nächsten Morgen ging die Flotte mit fortdau=

ernd günstigem Winde wieder unter Segel. — Auch heute bezeigten der Koch und seine Gehülfen, wegen des Uebelbefindens, das ihnen die Seereise verursachte, nicht im mindesten Lust, zum Mittagessen Anstalt zu machen. Der Kapitän und die Steuermänner schwiegen dazu, vielleicht weil sie Anstand nahmen, eine ordentliche Mahlzeit ohne den Herrn Dupois zu halten, der sich durch die am vorigen Abend genossene fette Speise einen neuen und stärkern Anfall von der Seekrankheit zugezogen hatte. Das französische Schiffsvolk kümmerte sich wenig darum, weil es jeden müßigen Augenblick benutzte, den Austernberg zu besuchen, und überhaupt die gesalzene Seemannskost nicht liebte. Als aber die dänischen Matrosen gegen Mittag die Küche noch leer fanden, fingen sie an, durch Murren ihre Unzufriedenheit zu erkennen zu geben, so daß man, um die Ruhe zu erhalten, den Koch zwingen mußte, sein Küchengeräth in Bewegung zu setzen. — Bei dieser Gelegenheit muß ich bemerken, daß auch ich große Mühe hatte, mich an die unregelmäßige Lebensart der französischen Seeleute und an ihre Sitte zu gewöhnen, keine ordentlichen Mahlzeiten zu halten, sondern sich mit schmalen, aber oft genommenen Naschbissen zu begnügen.

Um Mittag begegneten wir einer großen Menge von Brest kommender Küstenfahrer. Ob sie schon drei Kriegschiffe, nämlich eine Brigantine und zwei Kanonenboote, zur Bedeckung hatten, so waren sie doch oft, besonders in der Gegend der Loire, von den Englän-

dern beunruhigt worden. Dieser Umstand machte keinen erfreulichen Eindruck auf unsere Reisegefährten und eignete sich wenig, ihren schwachen Muth zu stärken. Wir steuerten daher Nachmittags bei guter Zeit in den Hafen von Rochelle, und der Rest des Tages verstrich unter bangen Gesprächen über die uns drohenden Gefahren.

Bei Tagesanbruch zeigten sich indeß die sämmtlichen Mannschaften unserer Schiffe in voller Bewegung und beschäftigt, sich von neuem zur Reise vorzubereiten. Man war bald im Stande, die Anker zu lichten, und erwartete nur, die blaue, mit einem weißen Viereck versehene Flagge am Bord des Kanonenbootes wehen zu sehen. Allein der Befehlhaber ließ, Statt dieses Zeichens in See zu gehen, die dreifarbige, ein längeres Verweilen andeutende Staatsflagge aufstecken und zugleich mündlich bekannt machen, daß das Erscheinen eines feindlichen Segels — wovon wir jedoch troß unserer guten Augen und Ferngläser nichts gewahrten, — die Abfahrt verhindere. Ich benutzte daher die Gelegenheit, die gut gebaute und stark befestigte Stadt Rochelle in Augenschein zu nehmen.

Unsere Reisegefährten hatten sich die Unterbrechung der Fahrt gern gefallen lassen, so wie es zu gehen pflegt, wenn man an der Vollziehung eines zwar nothwendigen, jedoch unangenehmen Geschäfts verhindert wird; da aber eine verabsäumte Gelegenheit, dasselbe auf eine leichte Art abmachen zu können, um so schmerz-

hafter ist, so wurde man auch sehr verdrießlich, als am Abend viele Schiffe anlangten, welchen den ganzen Tag über kein englisches aufgestoßen war. Es erhoben sich nun von allen Seiten laute Klagen, die den Muth und Pflichteifer unseres Anführers in kein vortheilhaftes Licht stellten. Dieser hielt sich unbefangen am Lande auf, faßte aber, als er die Unzufriedenheit der Mannschaften vernahm, zur Rettung seiner Ehre den Entschluß, ungeachtet der eingebrochenen Nacht ohne weitern Verzug in See zu gehen. Wir erblickten daher Abends um zehn Uhr auf den Masten des Kanonenboots drei Laternen neben einander, das nächtliche Signal zum Segeln. Es dauerte lange Zeit, ehe diesem unvermutheten Befehl Folge geleistet werden konnte, indem man die Lootsen und zum Theil auch die Matrosen aus der Stadt holen mußte; denn die sonst üblichen Signalschüsse wurden vermieden, um nicht die feindlichen Kreuzer aufmerksam zu machen. Erst um zwölf Uhr segelte die Flotte aus dem Hafen ab, und zwar in solcher Verwirrung, daß vier oder fünf Schiffe, durch ihr Zusammenstoßen beschädigt, wieder umkehren mußten.

Wir hatten während der Nacht eine glückliche Fahrt und sahen, als der Morgen graute, das Städtchen Sables d'Olonne uns zur Seite liegen. Zu gleicher Zeit aber zeigte sich ein kleiner Lugger, welcher durch seine Wendungen sogleich den Engländer verrieth und unsere Franzosen mit einem panischen Schrecken erfüllte. Man hätte hinreichend Zeit gehabt, nach Sables

d'Olonne zu entkommen; allein die Ebbe war noch im Fließen und der Hafen lag völlig trocken. So blieb dem Kanonenboote, das mit dem englischen, obschon schwächern Fahrzeuge sich zu messen scheute, kein anderes Mittel zur Rettung übrig, als umzuwenden und die Flucht zu ergreifen. Die Flotte ging in großer Unordnung nach. Unser Schiff machte dießmal eine Ausnahme von den übrigen, indem es, um eine nachtheilige Flucht zu vermeiden, nach dem Lande steuerte und sich bei einer starken Batterie auf den Strand setzte. Einige Küstenfahrer folgten unserem Beispiel, wählten aber zum Unglück eine Stelle, wo sie vom Geschütze des Hafens keinen Beistand erhalten konnten. Der feindliche Kreuzer schickte augenblicklich seine Schaluppen ab, um sich ihrer zu bemächtigen; und so sahen wir, wie die Engländer an der einen Seite der Schiffe hinauf kletterten, und die Franzosen, um nicht gefangen zu werden, an der andern herab in ihre Boote sprangen. Bald nachher erschien einige Artillerie am Strande, welche auf die Küstenfahrzeuge zu feuern begann, um den Feind daraus zu vertreiben oder sie unbrauchbar zu machen. Aber der Lugger, der bisher in einiger Entfernung lavirte, kam nun ganz in die Nähe, und zwang das Militär durch ein lebhaftes Feuer, sich schnell zurückzuziehen. Sobald die Fluth eintrat, schickte man zur Wiedereroberung der verlornen Schiffe einige stark bemannte Boote aus dem Hafen ab; zu gleicher Zeit nahm auch die Artillerie ihre verlassene Stellung

wieder ein, um dieselben zu decken. Allein die geschickten Manövres der Engländer vereitelten diese Absicht; die Landtruppen mußten zum zweiten Male weichen, und die Boote entgingen nur mit Mühe der Gefangenschaft. Mittlerweile wuchs das Wasser zu einer beträchtlichen Höhe, und die Prisenschiffe, welche nicht tief gingen, wurden flott. Obschon die Mannschaften derselben, vor ihrer Flucht, alles Tauwerk zerschnitten und auch manches andere Geräth zerstört hatten, so war doch das Nothwendigste von den Engländern schon wieder in Stand gesetzt. Sie zogen daher plötzlich die Segel auf und steuerten dem hohen Meere zu, während man am Lande müßige Zuschauer abgeben mußte.

Bald nachher ward auch unser Schiff wieder flott und lief wohlbehalten in den Hafen ein, mußte aber, weil es keine große Tiefe fand, am Eingange ankern. Ueberhaupt verursachte uns die Seichtheit des Hafens große Unannehmlichkeit, indem das Schiff fast immer auf dem Grunde lag und, wegen seines scharf gebauten Bodens, gewaltig auf die Seite hing. Sehr willkommen war indessen der öftere Abfluß des Wassers unsern französischen Matrosen, da sie auf dem trocknen Meeresgrunde mit leichter Mühe Krabben und andere Thiere fingen, woraus sie sich mancherlei Gerichte nach ihrem Geschmack zubereiteten.

Les Sables d'Olonne ist ein kleiner unansehnlicher Ort, der, wie schon sein Name zeigt, auf einem dürren, sandigen Boden liegt. Die Einwohner, deren Zahl

Bayerische Staatsbibliothek München

ungefähr 5000 beträgt, treiben einigen Handel; auch nähren sich viele von der Fischerei, welche in dieser Gegend sehr einträglich ist. Die hiesigen Fischerfamilien machen eine thätige, herzhafte Menschenart aus. Die Männer sind sehr vertraut mit dem Meere, und pflegen, im Winter wie im Sommer, jede Nacht auf demselben zuzubringen. Da sie, um die Fische in ihre Netze zu locken, Fackeln oder Reißig anzünden, so erscheint dann Sables d'Olonne mit beweglichen Feuern umgeben, was ein angenehmes Schauspiel gewährt. Erst wenn der Morgen graut, kehren die Fischer in den Hafen zurück, und eilen nach ihrer Wohnung, um einige Ruhe zu genießen. Die Weiber und Töchter begeben sich hierauf an den Strand, um die Fahrzeuge von neuem in segelfertigen Stand zu setzen; und ich sah, daß sie bei der größten Kälte barfuß im Wasser standen, um z. B. die Netze zu waschen und vom Eise zu reinigen. Dieß zeugt von einer Härte, die, verglichen mit der gewöhnlichen Zartheit und Weichlichkeit der Französinnen, eine auffallende Erscheinung ist.

Nachdem wir drei Tage vergeblich auf die Ankunft unserer Flotte, oder eines andern Geleites, gehofft hatten, wurde beschlossen, die Reise nach Nantes ganz allein fortzusetzen. Wir gingen mit Tagesanbruch in See. Das Glück war uns heute in jeder Hinsicht günstig; bei Sonnenuntergang zeigte sich die Mündung der Loire, und um zehn Uhr lagen wir daselbst vor Anker. Das hier befindliche Wachschiff empfing uns mit

besondern Glückwünschen; denn eine Reise von Bordeaux nach Nantes in sechs Tagen zu vollenden, gehörte damals zu den seltensten Erscheinungen.

In der dortigen Gegend hatte man schon empfindliche Kälte gehabt; das Land war mit Schnee bedeckt und auf dem Flusse trieben Eisschollen herab. Dieser Umstand machte es nicht rathsam, mit dem Schiffe weiter stromaufwärts zu gehen, weil es leicht einfrieren und dadurch an der Fortsetzung der Reise gehindert werden konnte. Allein, Herr Dupois ließ sich von dem eitlen Plane, dasselbe seiner Vaterstadt zu zeigen, nicht abbringen; und so fuhren wir am folgenden Tage, obschon mit großer Schwierigkeit, nach Paimboeuf, einer kleinen, einige Meilen unterhalb Nantes liegenden Stadt, welche der gewöhnliche Ankerplatz für die größern Schiffe ist.

11.

Die Eitelkeit des Herrn Dupois gibt Veranlassung zu einem langen und unthätigen Aufenthalt in Paimboeuf. Unterdessen begibt sich der Verfasser auf kurze Zeit nach Nantes. Ein Betrüger versucht, unsere Matrosen zum Entlaufen zu verführen. Die Fahrt nach L'Orient wird endlich angetreten. Vorfälle während derselben — man landet auf der Insel Belle-Isle — ein Ausflug in das Innere dieser Insel — Abenteuer dabei. Glückliche Ankunft in L'Orient — günstige Lage seines Hafens. Bemerkungen über den damaligen Zustand der französischen Marine.

Kaum waren die Anker bei Paimboeuf geworfen, so eilte Herr Dupois unsere Ankunft in Nantes bekannt zu machen, um sein Schiff bewundert und dadurch seiner Eitelkeit geschmeichelt zu sehen. Er erreichte auch den Zweck vollkommen. Schon am nächsten Morgen erhielten wir, trotz des unangenehmen Wetters, zahlreiche Besuche, welche nach ihrer Zurückkunft in der Stadt die pomphaftesten Schilderungen von dem Oiseau verbreiteten. Dieser wurde nun der allgemeine Gegenstand des Gesprächs und der Schauplatz des Neugierigen und Müßigen. Man eilte, um ihn zu sehen, zu Pferd' und zu Wagen nach Paimboeuf, und Herr Du-

pois ließ es an nichts fehlen, diese Schaulust zu unterstützen, indem z. B. seine eigene Kutsche unablässig beschäftigt war, Leute von Nantes abzuholen, oder wieder zurück zu bringen. Drei volle Wochen verflossen ohne eine andere Beschäftigung, als die Besuchenden zu bewillkommen und ihre Neugier zu befriedigen; denn die unbedeutende, hier einzunehmende Ladung hatte man uns schon in den ersten Tagen zugesandt.

Während der Zeit begab ich mich eines Morgens nach Nantes, wo ich zwei Tage verweilte. Die rauhe, naßkalte Witterung verhinderte mich aber, die Stadt meinem Wunsche gemäß kennen zu lernen; ich weiß daher nichts weiter von ihr zu sagen, als daß die schönen Gebäude, die wichtigen Manufacturen und Fabriken, der Reichthum der Einwohner und die Feinheit ihres Umgangs meiner Aufmerksamkeit nicht ganz entgingen.

Bei meiner Zurückkunft hatte ich einen unangenehmen Auftritt. Es wohnte in Paimboeuf ein Deutscher, der sich's zum Gewerbe machte, gleichsam mit Matrosen zu handeln. Er pflegte sie nämlich durch allerhand Vorspiegelungen zu bereden, von ihren Schiffen zu entlaufen, und brachte sie dann auf andere, wofür er, wegen des großen Mangels an Seeleuten, gut belohnt wurde. Dabei suchte er die verführten Flüchtlinge auf alle Weise zu berücken, was ihm um so mehr gelang, da ihr begangener Fehltritt sie verhinderte, sich öffentlich zu beklagen. Am heutigen Abend

traf ich diesen gefährlichen Menschen auf unserem Schiffe, und wurde zugleich von seiner Absicht, die dänischen Matrosen für sich zu gewinnen, unterrichtet. Der Verlust dieser braven Leute wäre von sehr nachtheiligen Folgen für unsere Reise gewesen. Ich hielt es daher — denn Herr Dupois war abwesend, — für meine Pflicht, den Umstand an den Commissär der Marine zu berichten, welcher den Gauner sofort in Verhaft nehmen ließ und uns dadurch vor den schändlichen Umtrieben desselben sicherte. Die bei der Sache betheiligten Matrosen waren Anfangs sehr erbittert auf mich, weil sie sich einbildeten, eine vortheilhafte Gelegenheit zur Verbesserung ihrer Lage zu verlieren; aber bald wurden sie um so dankbarer, weil sie die Gefahr, der ich sie entzogen hatte, einsehen lernten.

Es kostete dem Herrn Dupois große Ueberwindung, einen Ort wie Nantes, wo man seiner Eitelkeit so viele Blumen streute, zu verlassen. Doch die dringenden Auffoderungen der Handelsgenossen, und vielleicht die geheime Hoffnung, seine glänzende Rolle von neuem in L'Orient zu spielen, bewogen ihn am 24. December plötzlich zu dem Entschlusse, die Reise weiter fortzusetzen. Der Schiffskapitän, welcher in die Festigkeit desselben kein besonderes Vertrauen setzte, ließ dann — um das Eisen zu schmieden, weil es warm war, — unverzüglich die Anker lichten, obschon der Tag zu Ende ging und die Mannschaft sich geschmeichelt hatte, das Weihnachtfest im Paimboeuf zu feiern.

Während das Schiff den Strom hinabgleitete, war Herr Dupois beschäftigt, mir einige Abschiedsbriefe zu dictiren. Da sie einen höchst schwülstigen und hochtrabenden Styl hatten, so konnte ich mich nicht enthalten, mehrmals in ein lautes Gelächter auszubrechen. Man kann leicht denken, wie übel dieß von ihm aufgenommen wurde; ich mußte es tief empfinden, daß sich das Ehrgefühl eines eitlen Mannes nicht ungestraft beleidigen läßt. Doch der Zufall bot mir — was ich eben ausführlicher erwähnen werde, — sehr bald eine Gelegenheit dar, die verlorne Gunst in doppeltem Maße wieder zu erlangen.

Es war um Mitternacht, als wir an der Mündung des Flusses ankerten. Zu unserer großen Verwunderung lief die Flotte, von welcher wir uns auf der Reise von Bordeaux getrennt hatten, erst in diesem Augenblick ein. — Bei Tagesanbruch erschien das Meer von feindlichen Schiffen frei und der Wind ließ sich günstig zur Fahrt nach L'Orient an. Der Kapitän trug daher kein Bedenken, ungesäumt und ohne Convoi, von der wir uns überdieß, durch die Erfahrung belehrt, wenig Nutzen zu versprechen hatten, in See zu gehen.

Wir segelten gegen Mittag durch den Kanal zwischen Belle-Isle und Quiberon, wurden aber bald darauf von widrigen Winden gezwungen, in einen Nothhafen an der Nordost-Küste jener Insel einzulaufen. Dieser Hafen ist eben so seicht, als der von Sables d'Olonne, und verwandelt sich, so oft die Ebbe geht, in

eine trockne, sandige Fläche. Doch wurde hier für mehr Bequemlichkeit gesorgt, als dort geschah, indem man das Schiff in Zeiten mit Balken stützte, um es in einer aufrechten Stellung zu erhalten. Unsere Leute zerstreuten sich hierauf in die umliegenden Dörfer, und brachten den Rest des Tages — es war der Christtag, — mit Kirchengehen und in sinnlichen Genüssen zu. Auch Herr Dupois begab sich an das Land und, mit Ausnahme einiger wachhabenden Matrosen, blieb Niemand, als der Kapitän und ich, auf dem Schiffe zurück.

Der Kapitän, welcher, im Vorbeigehen gesagt, früher den Amerikanern gedient und manche ihrer Sitten angenommen hatte, lud mich am Abend in seine Kajüte, um mit ihm, am wohlgeheizten Kamine, Punsch zu trinken und Cigarren zu rauchen. Nach einiger Zeit vernahmen wir die Stimme des Herrn Dupois, der, am Strande stehend, dem Schiffe zurief und mit dem Boote abgeholt zu werden verlangte. Wir schickten zu dem Ende einige Matrosen ab. Als sie zurückkamen, erhoben sie plötzlich ein Geschrei, das uns aus unserer Behaglichkeit aufschreckte und auf das Verdeck trieb. Herr Dupois war im Augenblick, wo er das Schiff besteigen wollte, in das Wasser gefallen; er sank eben, als ich ihn erblickte, völlig unter. Die im Boote befindlichen Matrosen, des Schwimmens unkundige und überhaupt ungeschickte Leute, konnten ihm nicht zu Hülfe kommen, sondern begnügten sich, fortwährend zu schreien. Ich sprang daher, ohne mich zu besinnen, über Bord, und

war so glücklich den Halbertrunkenen schnell zu finden und in die Höhe zu ziehen. Man legte ihn dann in ein gut gewärmtes Bett, wo er sich bald wieder erholte, weil er nur wenig Wasser verschluckt und mehr durch die Kälte desselben gelitten hatte. Mittlerweile bereitete ich einen guten, starken Punsch, wovon ich ihm einige Gläser warm zu trinken gab. Erst jetzt — denn ich hatte noch die nassen Kleider an, — dachte ich an mich selbst, und suchte das kalte Bad auf gleiche Weise meiner Gesundheit unschädlich zu machen.

Ich genoß während der Nacht eines tiefen und festen Schlafs, und erwachte am Morgen gestärkt und fröhlich. Zugleich ward ich durch den Anblick erfreut, daß auch Dupois sich vollkommen wohl befand und, wider seine Gewohnheit, schon aufgestanden und angekleidet war. Er überströmte mich mit den Aeußerungen gefühlvoller Dankbarkeit, einer Tugend, die er, ungeachtet der ihm sonst eigenen Fehler, in hohem Grade besaß. Seit dieser Zeit verschwand nicht nur sein gegen mich gefaßter Groll, sondern es erfolgte überhaupt eine große Veränderung in unsern gegenseitigen Verhältnissen, indem Herrschaft und Unterwürfigkeit immer mehr die gefälligere Form der Freundschaft erhielten.

Der Wind wehte heute noch aus Norden und nöthigte uns, im Hafen zu bleiben. Ich entschloß mich daher, einen Ausflug in die Insel zu machen. Während des Vormittags durchstrich ich eine Anzahl Dörfer, wo ich zum Theil sehr elende Häuser und die Wohnstuben,

ob es schon Feiertag war, in einem höchst unsaubern Zustande fand. Die Einwohner zeigten sich als echte Bretagner, die, um ihre Ursprache zu erhalten, durchaus kein Französisch reden noch verstehen wollten. Ich wurde von ihnen für einen Engländer gehalten, schien aber deßwegen um so willkommner zu sein. Sie waren den Franzosen sehr abgeneigt, und trieben mit den feindlichen Schiffen, die häufig bei Nacht an den Küsten landeten, heimlich Verkehr, was auch der starke Umlauf englischer Münzen deutlich bewies. Ueberhaupt bemerkte ich fast überall in Bretagne, daß man daselbst mit der damaligen Regierung, besonders mit dem angenommenen Continentalsystem, unzufrieden war und im Stillen die Engländer begünstigte. — Nachmittags begab ich mich nach Palais, dem Hauptorte des Eilandes. Diese hübsche, muntere Stadt zählt gegen 6000 Einwohner und hat eine Citadelle, so wie einen Handelshafen, worin sich eine Menge kleiner Schiffe befand. Auch hier galt ich überall für einen Engländer, und das Militär glaubte sogar, einen Spion in mir zu entdecken. Man führte mich daher zum Commandanten der Citadelle, der mich, bis zur weitern Untersuchung, in der Hauptwache verwahren ließ. Meine Gefangenschaft war jedoch von kurzer Dauer. Herr Dupois, dem ich den Vorfall sogleich meldete, eilte herbei und bewies meine Unschuld mit geringer Mühe. Der Commandant wünschte dann die verursachte Unannehmlichkeit wieder gut zu machen, weßhalb er uns

beide zum Abendessen bat. Wir fanden einige wackere Offiziere mit ihren Frauen und Töchtern versammelt, in deren Gesellschaft der Rest des Tages angenehm verstrich und mein Abenteuer bald vergessen wurde.

Als wir während der Nacht von Palais nach dem Schiffe wanderten, sahen wir drei oder vier Männer, mit Säcken belastet, quer über das Feld schreiten. Ich erkannte sie an ihrer Kleidung und auch an ihrem schiebenden Gange sogleich für Engländer, welche, wie es schien, gelandet waren, um Lebensmittel zu kaufen. Diese Erscheinung setzte den Herrn Dupois, weil er fürchtete, geplündert oder wohl gar mit fortgeschleppt zu werden, in großen Schrecken, weßhalb er sich schleunigst auf die Flucht begab. Einer der gefürchteten Leute machte sich den Spaß, die Angst des Fliehenden zu vermehren, indem er seine Last abwarf und Miene machte, denselben zu verfolgen. Als er aber sah, daß ich stehen blieb und ihn erwartete, ergriff er den Sack und eilte zu seinen Gefährten, die sich in gerader Linie nach der westlichen Küste wendeten. Ich zweifle aber, daß sie diese erreicht haben; denn bald nachher zeigten sich einige Gensd'armes zu Pferde, welche dieselbe Richtung nahmen, und späterhin wurden, wahrscheinlich auf ihre Veranlassung, in einigen Dörfern die Sturmglocken geläutet.

Am dritten Feiertage drehte sich der Wind nach Südwesten, und der Kapitän nahm keinen Anstand abzusegeln, obschon früh am Morgen englische Schiffe

nahe bei der Insel und bei Quiberon erschienen waren. Wir wurden zwar bald nach der Abfahrt von einigen derselben verfolgt, entkamen ihnen aber durch die überlegene Schnelligkeit unseres Oiseau, und langten um Mitternacht wohlbehalten in L'Orient an.

Der dortige Hafen ist sehr geräumig, tief und sicher, und hat eine vortreffliche Lage am offenen Meere, — Vorzüge, die ihn besonders in jenen Zeiten äußerst lebhaft machten. Denn außer den hier ladenden und löschenden Schiffen liefen viele im Vorbeisegeln ein, um Schutz gegen ungünstiges Wetter, oder gegen feindliche Ueberfälle zu suchen, oder auch bloß um auszuruhen. Dieser letzte Fall hatte kurz vor unserer Ankunft Statt gehabt, indem viele Küstenfahrer eingelaufen waren, um mit mehr Bequemlichkeit das Weihnachtfest feiern zu können. Der Hafen von L'Orient ist überdem eine Station für Kriegschiffe, und wir fanden, ohne der kleinern zu gedenken, ein Linienschiff und drei Fregatten.

Da ich wünschte, mich von dem Zustande der französischen Marine zu unterrichten, so machte ich diese Schiffe zu einem vorzüglichen Gegenstande meiner Beobachtung. Ich lernte viele von den Offizieren als tüchtige Seeleute kennen. Auch den jüngern gebrach es nicht an theoretischen Kenntnissen; aber an Erfahrung fehlte es noch den Dreißigern, und Leichtsinn und Flüchtigkeit waren noch zu herrschend in ihrem Charakter, als daß sie an der Abgeschiedenheit

vom Lande Geschmack finden und sich ihrer Pflicht ganz hingeben konnten. Das gemeine Seevolk bestand größten Theils aus neuangeworbenen Leuten, die man zwar häufig in den Manövres übte, aber nicht mit Strenge an den pünktlichen Gehorsam gewöhnte, welchen der Kriegsdienst erfodert. Mit den Kanonen wurde täglich exercirt. Die Kanoniere, welche dieses Geschäft leiteten, pflegten die dabei zu befolgenden Regeln in Form einer auswendig gelernten Predigt vorzutragen. Ich bemerkte aber, daß die Leute dadurch ermüdeten, weßhalb sie wenig Aufmerksamkeit bewiesen und, wenn die Sache zur Anwendung kam, sich unwissend benahmen. Ueberhaupt schien mir diese Lehrmethode weit unzweckmäßiger, als die auf englischen Kriegschiffen eingeführte, wo die Behandlung des Geschützes bloß praktisch gezeigt wird, was, besonders für den gemeinen Mann, weit faßlicher ist. Auch Uebungen im Segeln fanden häufig Statt, wobei man aber sich gewöhnlich begnügte, innerhalb des Hafens hin und her zu fahren. Eines Tages jedoch, als ich mich am Bord des Commodore-Schiffes befand, wagte die Escadre einen kleinen Streifzug auf das hohe Meer; denn das Wetter war schön und — kein Engländer im Gesicht. Man kreuzte zwei Stunden lang und kehrte dann, fast allgemein von der Seekrankheit befallen, in den friedlichen Hafen zurück. Den beßten Erfolg unter allen Uebungen, die vorgenommen wurden, hatten die mit dem kleinen Gewehr, und man erkannte hier

den Franzosen in seinem wahren Elemente. Das Manövre, eine Batterie zu stürmen, sah ich eines Morgens, als man am Lande exercirte, mit vorzüglicher Geschicklichkeit ausführen. Aus diesem Wenigen kann man leicht schließen, daß Schiffsmannschaften, wie die eben beschriebenen, nicht geeignet sind, englischen Seeleuten an die Seite gestellt zu werden. Es ist indeß nicht zu läugnen, daß Frankreich vortreffliche Seemänner hatte, bevor es dieselben, während des Krieges, durch die häufigen Gefechte, durch die Wegnahme der Schiffe und noch mehr durch die vielen Auswanderungen, die zur Vermeidung des Marinedienstes Statt fanden, nach und nach einbüßte. Der Grund, warum die Engländer fast in jedem Gefecht, sowohl zwischen ganzen Flotten als einzelnen Schiffen, siegten, ist daher nicht in ihrer vorzüglichern Geschicklichkeit, sondern hauptsächlich in ihrem ruhigen, festen, dem französischen ganz entgegen gesetzten Charakter zu suchen, der ganz für den Seemann geschaffen scheint. Ein anderer Grund dieser Ueberlegenheit der Engländer liegt in ihrer strengen Mannszucht und in der bewundernswerthen Ordnung, die den Gang ihres Seewesens leitet. Auf den französischen Schiffen herrscht hingegen eine größere Freiheit und daher auch ein größerer Mangel an der gehörigen Ordnung. Ich bemerkte z. B., daß man dieselben zwar äußerlich in gutem Stande hielt, im Innern aber ziemlich vernachläſſigte; und ungeachtet die Verdecke, wie bei den Engländern, jeden Morgen

gescheuert und aufgeräumt wurden, so waren sie doch schon eine Stunde nachher wieder in dem vorigen Zustande. Als ich eines Tages auf der Fregatte Gloire mich befand, gab der Kapitän den Befehl, einen gewissen Versuch mit den Kanonen anzustellen. Es wurde dazu ein Apparat erfodert, den man in einem besondern Behältnisse der Pulverkammer verwahrte. Allein, der Oberkanonier hatte den Schlüssel verlegt, weßhalb er das Verlangte nicht schaffen konnte. Diese Nachlässigkeit würde auf den englischen Schiffen als ein grobes Versehen geahndet worden sein; hier hatte es weiter keine Folge, als daß das Experiment auf eine andere Zeit verschoben wurde. Man kann leicht begreifen, von welchem Nachtheil solche Unachtsamkeit und solche Nachsicht gegen dieselbe für ein Kriegschiff sein kann; und es ist ausgemacht, daß Versehen dieser Art oftmals den Ausgang eines Treffens entschieden haben. Ueberdem findet sich in der französischen Marine manche fehlerhafte Einrichtung. So bemannt man z. B. die Schiffe fast noch einmal so stark, als in England geschieht. Dieß dient zu nichts, als die Menschen müßig und träge und beim Arbeiten einander hinderlich zu machen, so wie, im Gefecht, die Zahl der Todten und Verwundeten und die allgemeine Verwirrung zu vermehren.

Auf eine Beschreibung von L'Orient und seinen Umgebungen, die als sehr angenehm geschildert werden, muß ich Verzicht thun; denn ob ich schon, da unser Schiff nicht weit vom Lande lag, öfters die Stadt besuchte, so

traf sich's doch immer, daß Regenwetter mich nöthigte, meinen Aufenthalt auf Wirthshäuser zu beschränken. Die unbedeutenden Bemerkungen, welche ich in diesen Oertern sammelte, will ich mit Stillschweigen übergehen. Doch kann ich nicht umhin, des Umstandes zu gedenken, der mir das Kaffeehaus „au bon goût" merkwürdig machte. Eines Nachmittags fand ich hier einen jungen Mann, der zwar nur gemeiner Soldat, aber wegen seiner guten Abkunft und höhern Geistesbildung bei den vornehmsten Einwohnern der Stadt wohlgelitten war. Er hatte der Schlacht bei Jena beigewohnt und auch an den übrigen Begebenheiten jenes Feldzugs Theil genommen; und gegenwärtig waren seine in Deutschland gemachten Erfahrungen der Gegenstand, worüber er mit den Anwesenden sprach. Sein Vortrag war blühend, und die Urtheile, die er fällte, trugen das Gepräge eines scharfen und unparteiischen Beobachters. Als ihn der Gang der Erzählung nach meiner Vaterstadt führte, brach er, von Enthusiasmus ergriffen, in eine weitläufige Lobeserhebung aus; denn er hatte dort glückliche Tage verlebt, und die Natur wie die Menschen in einem günstigen Lichte erblickt. Man kann leicht denken, daß ich mit Vergnügen zuhörte, aber von dem Grade desselben können sich nur diejenigen meiner Leser eine richtige Vorstellung machen, die auf ihren Reisen im Auslande ein patriotisches Herz, gleich dem meinigen, mit sich herumtrugen.

12.

Wir treten die Reise nach Isle de France an. Vorfälle, die den Charakter unserer Mannschaft bezeichnen. Eine seltsame Flotte.

Wir wurden mit den Geschäften in L'Orient nach vierzehn Tagen fertig. So schwer dem Herrn Dupois die Trennung von der Loire gefallen war, so leicht ward es ihm, den Hafen dieser Stadt zu verlassen; denn unser Oiseau erregte hier nicht die gehoffte Bewunderung, weil er, trotz seiner Schönheit, neben den prächtigen Kriegschiffen eine unbedeutende Figur machte. Dem zu Folge traten wir am 11. Januar (1808) die Reise nach Isle de France ohne weitern Aufschub an.

Geführt von frischem Winde, steuerte man in gerader Richtung westwärts, um aus der Nähe des Festlandes zu kommen, wo die Engländer am meisten zu fürchten waren. Schon nach einigen Stunden verschwand die Küste aus unserem Gesicht, und bei Einbruch der Nacht lag L'Orient zehn Meilen weit im Rücken.

Während der vorangegangenen Küstenfahrt hatte die Schiffsmannschaft keine heftigen Anfälle von der Seekrankheit gehabt, weil die Wellen, wegen der geringern Tiefe des Wassers, nicht hoch gingen, und man überdieß

von einer Zeit zur andern sich im Hafen erholte. Aber jetzt, als die Fläche des Meeres die Gestalt von Bergen und Thälern bekam, und das Schiff von den Wellen hin und her geworfen wurde, da brach das Uebel gewaltsam unter der Mannschaft aus. Den Kapitän, den Bootsmann, die Dänen und mich selbst ausgenommen, blieb niemand unangefochten. Daher verstrichen die ersten beiden Tage nach der Abfahrt ziemlich unangenehm; doch am dritten genasen die Kranken und erlangten für die ganze übrige Reise eine dauerhafte Gesundheit. Nur den Herrn Dupois verließ das Uebel nicht; vielmehr stand er bei den Mitteln, die er anwendete, in Gefahr, nie davon befreit zu werden. Er lag beständig im Bette, und machte häufig Gebrauch von Hoffmann's Tropfen, von Chinaessenz und ähnlichen Arzneien, womit er sich im Ueberflusse versehen hatte. Dabei befand er sich, dem Anscheine nach, vollkommen wohl; er konnte essen, trinken und ruhig schlafen. So oft er aber aufstehen oder nur sich aufrichten wollte, kehrten die krankhaften Zufälle zurück, die ihn wieder zum Liegen nöthigten; denn bei der Seekrankheit wirken alle bisher bekannte Gegenmittel bloß palliativ, und sie läßt sich nur durch sich selbst besiegen. Auf meine Vorstellung unterwarf er sich endlich der einfachen Heilmethode, die ich im ersten Bändchen meiner Reisen beschrieben habe, und die hauptsächlich darin besteht, immer in freier Luft und in Thätigkeit zu bleiben, übrigens aber der Natur freien Lauf zu lassen. Schon nach 24 Stunden war Dupois hergestellt;

er konnte in kurzem auf dem schaukelnden Schiffe mit Appetit speisen und ganz nach seiner Bequemlichkeit leben.

Nachdem man drei Tage lang ununterbrochen westwärts gesegelt war, befand sich das Schiff zwar noch unter dem Breitengrade von L'Orient, aber gegen 100 Meilen von dieser Stadt entfernt. Erst jetzt begannen wir die eigentliche Fahrt nach unserer Bestimmung anzutreten und, wie alle Ost- und Westindienfahrer, nach der Insel Madeira zu steuern. Wir rückten nun einige Tage schnell gegen Süden fort, und bemerkten eine große Veränderung in der Milde der Luft und in der Tageslänge. Hierauf folgte ein unangenehmer Zeitraum, während dessen widrige und heftige Winde mit starken Regengüssen und gefährlichen Stillen abwechselten.

So lange man auf dem Meere gutes Wetter hat, läßt sich der geschickte Seemann vom ungeschickten schwer unterscheiden, indem jener seine Geschicklichkeiten wenig zeigen, dieser hingegen seinen Mangel daran leicht verdecken kann. Aber schlechtes Wetter ist der wahre Prüfstein der Seeleute; und noch nie hatte sich unter unserer Mannschaft ein so auffallender Unterschied gezeigt, als es damals der Fall war. Die dänischen Matrosen verrichteten im Sturm, wie im Regen, und mitten unter den überstürzenden Wellen gleichgültig und sogar fröhlich ihre Arbeit. Eine ganz verschiedene Rolle spielten die meisten französischen. Diese benutzten jede Gelegenheit, sich vor der schlechten Witterung zu verbergen, und krochen, wenn sie verlangt wurden, zaghaft und mißmu-

thig aus den Winkeln hervor. Nicht selten, besonders bei Nacht hatte man Mühe, sie aufzufinden und zusammen zu bringen, wenn es nothwendige Arbeiten gab. Diese Unart fiel dem bessern Theile der Mannschaft sehr zur Last und bewog die Vorgesetzten, vor allen den Bootsmann, strenge Maßregeln dagegen zu ergreifen. Ich sah öfters, wie er Leute, die sich unter den Booten, in der Küche und andern Schlupfwinkeln versteckt hielten, mit Stöcken, oder, in Ermangelung derselben, mit seinem abgenommenen hölzernen Beine hervortrieb und zum Gehorsam zwang.

Ueberhaupt verging eine geraume Zeit, ehe der französische Theil der Mannschaft sich auf seemännischen Fuß einrichtete und in eine erträgliche Ordnung kam. Der Koch z. B. verdarb täglich das Essen, indem er es weder vor dem Umfallen, noch vor dem hinein spritzenden Seewasser, oder der vom Winde aufgeblasenen Asche zu schützen wußte. Die Handwerker konnten nichts zu Stande bringen, weil ihnen die ungewohnte Bewegung des Schiffes hinderlich war. Den Matrosen fiel es schwer, auf den schwankenden Masten zu stehen und, Statt sich anzuhalten, die Hände frei zu bewegen und Arbeiten zu verrichten. Doch erlangten sie, vermöge der den Franzosen eigenthümlichen Gewandtheit, nach und nach eine außerordentliche Geschicklichkeit im Klettern. Weniger bedeutend waren die Fortschritte, die sie im Arbeiten machten. An Genauigkeit, worauf bei der Schifffahrt so viel ankommt, waren sie schwer zu gewöhnen, und man mußte

ihnen, um sicher zu gehen und nicht Gefahr zu laufen, immer einen Dänen an die Seite stellen. Der Untersteuermann und der Bootsmann, die ich schon oben als tüchtige Männer geschildert habe, zeigten indessen viel Eifer, ihre Untergebenen zu tüchtigen Seeleuten zu machen. Besonders gab der letztere genau auf alles Acht, was sie verrichteten, und unterließ ungeachtet seiner Gebrechlichkeit nicht, ihnen zuweilen bis auf die höchsten Mastspitzen zu folgen. Es gewährte einen seltsamen und rührenden Anblick, wenn dieser bedauernswerthe Mann sein hölzernes Bein ablegte und sich am Tauwerk hinauf arbeitete, was jedoch dem Anscheine nach ohne große Anstrengung geschah. Ich erwähne beiläufig, daß er oft gegen mich äußerte: „er habe keine Ursache, den Verlust seines Beines zu bedauern, denn er sei zuvor eben so leichtsinnig und flatterhaft, wie alle seine Landsleute, gewesen.“

Die guten Eigenschaften, wodurch die dänischen Matrosen vor den übrigen sich auszeichneten, erwarben ihnen ein gewisses Ansehen bei der ganzen Schiffsmannschaft und die Wörter „Dänen“ und „geschickte Leute“ wurden bald gleichbedeutende Ausdrücke. Es konnte daher nicht fehlen, daß sie ein großes Uebergewicht über ihre Cameraden bekamen und bei jeder Gelegenheit die Rolle der Anführer, Lehrmeister oder Rathgeber spielten. Uebrigens bildeten sie eine Gesellschaft für sich, die eine besondere Kammer bewohnte, ihren eigenen Tisch führte und auch andere Vorrechte genoß.

So wie es viel Mühe kostete, das französische Schiffsvolk in der Arbeit zu üben, eben so schwer hielt es auch, sie von Gewohnheiten abzubringen, die nur für den Landbewohner passen. Dahin gehörte z. B. der Gebrauch der hölzernen Schuhe. Der Leser kann leicht denken, was für ein immerwährender Lärm dadurch verursacht wurde; ja in der Nacht, wenn der wachhabende Theil auf dem Verdecke hin und her ging, vernahm man in den darunter befindlichen Gemächern ein Getöse, das dem einer Klappermühle glich. Diese Schuhe hatten aber auch sehr wesentliche Nachtheile. Die Leute konnten nicht einmal sicher stehen, noch weniger sich mit Leichtigkeit bewegen, und mußten, wenn sie auf die Masten beordert wurden, anstatt augenblicklich hinauf zu springen, erst die unbehülfliche Fußbekleidung ablegen, was die Ausführung des gegebenen Befehls oft sehr verzögerte. Ueberdieß gaben sie nicht selten Veranlassung, daß Zank und Streit entstand, weil man sie, wegen ihrer Gleichförmigkeit, nicht von einander unterscheiden konnte und deßhalb leicht verwechselte.

Diese lästigen Artikel wurden endlich auf eine drollige Weise verbannt. Die französischen Seeleute begaben sich eines Tages, um die Ladung besser zu packen, in den Schiffsraum, und ließen beim Hinabsteigen ihre Schuhe, in Reihen gestellt, oben stehen. Die dänischen, welche auf dem Verdecke blieben, beschlossen, dieselben über Bord zu werfen, zu gleicher Zeit aber die Eigenthümer durch einen Spaß für den Verlust zu entschädi-

gen. Sie versahen die Schuhe mit Masten und Segeln, und setzten sie dann, in Schiffchen verwandelt, auf das Wasser. Der Wind wehte leise aus Südwesten, das Meer ging nicht hoch, und die gegen funfzig Segel starke Flotte rückte in guter Ordnung nordöstlich fort. Man rief sodann den Arbeitern im Raume zu: „es wären nach Frankreich segelnde Schiffe im Gesicht.“ Die ganze Menge stürzte neugierig auf das Verdeck und staunte mit starren Blicken die seltsame Flotte an, bis sie endlich ihr verlornes Eigenthum erkannten. Die Dänen hatten sich jedoch nicht geirrt; ein Spielwerk vermag viel über Franzosen. Der erlittene Verlust wurde leicht verschmerzt, und hatte nichts als Scherz und Gelächter zur Folge. Herr Dupois, den der Vorfall höchlich ergötzte, theilte dabei einige Flaschen Branntwein aus, um sie, wie er sagte, „auf das Wohl der in's Vaterland zurückkehrenden Landsleute zu leeren.“

Ich kann indessen nicht verschweigen, daß Herr Dupois, so lustig er sich auch über die hölzernen Schuhe machte, selbst manche, für den Seereisenden unschickliche Gewohnheiten beibehielt, die ihn dem allgemeinen Gelächter würden Preis gegeben haben, wenn ihn nicht seine Stellung dagegen geschützt hätte. Denn z. B. wie lächerlich ist es schon auf dem Lande, wenn man Leute, die nie ein Pferd besteigen, gespornt sieht; — es läßt sich daher leicht denken, was für eine Figur Herr Dupois auf dem Schiffe spielte, da er einige Wochen nach der Abfahrt noch beständig Spornen trug und den Entschluß,

dieselben abzulegen, nicht eher faßte, bis sie vom Seewasser mit Rost überzogen und völlig verdorben waren.

So wenig uns auch das Wetter eine Zeit lang begünstigte, so überwand doch der kühn segelnde Oiseau jedes Hinderniß, und kam nach vierzehn Tagen, mit Wind und Wellen kämpfend, glücklich in die Nähe der Insel Madeira. Diese Gegend schien die Gränze des europäischen Winters zu machen. Die grauen Wolken am Himmel verschwanden, es umfing uns eine warme Sommerluft und die Vorboten des Wendekreises, Delphine, Tropikvögel und fliegende Fische, begannen sich zu zeigen.

13.

Ankunft bei Madeira — Ansicht dieser schönen Insel. Teneriffa — der Berg Pico de Teyde. Der Oiseau wird unvermuthet von einer englischen Fregatte verfolgt, entkommt ihr aber durch seine große Schnelligkeit — Bemerkungen über die mannichfaltigen Mittel, welche die Segelkraft eines Fahrzeuges verstärken können. Das Schiff segelt zur Ausbesserung des erlittenen Schadens nach dem Senegal. Auf dem Wege dahin geräth es in Gefahr, auf eine Sandbank zu laufen, erreicht jedoch wohlbehalten die Küsten am Senegal, wo ihm die sich aufthürmenden Wasserwände große Gefahr drohen. Man ankert vor der Mündung des Flusses — Ursachen dieser Maßregel.

Wir erreichten die Insel Madeira mit ihrer Gefährtin Porto-Santo am 27. Januar. Der Anblick der letztern rief manche unangenehme Erinnerung in mir zurück, wodurch mein Gemüth verstimmt wurde. Doch die Reize der erstern, bei welcher wir dicht vorüber schifften, zogen meine Blicke freundlich an und zerstreuten die trüben Gedanken. Wundervoll schön sind die Ansichten ihrer fruchtbaren, immer grünenden Hügel, welche mit den herrlichsten Gewächsen Europa's und Afrika's prangen. Ueberall erheben sich prächtige Landhäuser, die Reichthum und Ueberfluß verkünden; und die Städte Funchal und Do-Sob breiten sich am

Gestade, wie auf Teppichen, romantisch aus. Das Ganze wird vom Gesang unzähliger Vögel belebt und von einem Luftkreise umgeben, der mit den Wohlgerüchen eines üppigen Pflanzenreichs angefüllt ist. — Bei welchem Reisenden, der dieses Paradies erblickt, entsteht nicht der Wunsch, zu landen und der dargebotenen Genüsse theilhaftig zu werden? Auch in uns stieg er lebhaft auf, aber der Anblick der gefürchteten englischen Flagge, die überall an den Küsten hervorragte, drückte ihn mächtig danieder.

Wir hatten in der Gegend von Madeira sehr veränderlichen Wind, aber kaum war das Eiland im Rücken, so empfing uns ein frischer Nordost, der Passatwind. Unsere Fahrt ging nun schnell von Statten, und am folgenden Morgen stieg Teneriffa, nebst der ganzen kanarischen Inselgruppe, aus dem Meere vor uns auf. Bei Teneriffa segelten wir nahe vorbei. Diese Insel gewährt einen unbeschreiblich majestätischen Anblick. Sie bildet eine Masse von ungeheuern Bergen und Felsen, wovon viele senkrecht in die Höhe steigen und einige in das Meer zu stürzen scheinen. Am Fuße derselben bemerkt man hier und da Höhlen, welche den Guanchen — Urbewohnern der Insel, die von den spanischen Eroberern vertilgt wurden, — zu Begräbnißplätzen dienten. Aus dem Mittelpunkte erhebt sich der bekannte feuerspeiende, über 11000 Fuß hohe Berg, Pico de Teyde oder Pico de Terraira genannt. Er ist bei heiterem Wetter in einer Entfernung von 47 französi-

schen Meilen sichtbar. Wir erblickten ihn in seiner völligen Größe, was ein seltener Fall und oft sogar denjenigen nicht vergönnt ist, die bloß in der Absicht, den berühmten Vulkan zu sehen, nach Teneriffa kommen und dort Monate verweilen; denn gewöhnlich umhüllen den obern Theil Nebel, Rauch und Wolken. Heute war der Luftkreis um ihn vollkommen rein, er selbst erschien in der tiefsten Ruhe, ohne alle vulkanische Ausbrüche, und der mit Schnee und Eis bedeckte Gipfel glänzte im Sonnenstrahl, auch dann noch, als die Insel schon in Finsterniß gehüllt war. Ungeachtet der felsigen Beschaffenheit des Eilandes trifft man doch viele Thäler an, deren Boden fruchtbar und auch ziemlich gut angebaut ist, obschon die Erzeugnisse denen von Madeira weder an Menge, noch an Güte beikommen. Uebrigens genießt Teneriffa in Hinsicht des Handels beträchtliche Vorzüge, die ihm durch seine günstige Lage in der Mitte der übrigen Inseln verliehen werden.

Am Abend, nachdem wir die Kanarien verlassen hatten, zeigte sich plötzlich hinter uns ein Segel, welches aus einem ihrer Häfen zu kommen schien. Es rückte schnell näher und wurde bald für eine englische Fregatte erkannt, die Beisegel gesetzt und alle Anstalten, auf uns Jagd zu machen, getroffen hatte. Meine Leser können leicht denken, wie unangenehm dieser Anblick auf unsere Franzosen wirkte. Sie erhoben ein furchtbares Geschrei; die schrecklichste Angst drückte sich

in allen ihren Geberden aus, und keiner war fähig, Mittel zur Rettung zu ergreifen. Dazu kam der ungünstige Umstand, daß wir noch nie Beisegel geführt hatten, weßwegen ein großer Theil unserer Leute nicht im mindesten damit umzugehen wußte. Doch, Dank unsern Dänen! Sie trafen stillschweigend die nöthigen Vorkehrungen, um die Zahl der Segel zu vermehren, was die beherztern ihrer französischen Gefährten zur Theilnahme an der Arbeit ermunterte. Aber die Fregatte näherte sich wie im Fluge, und war in Stimmweite von uns, ehe man es vermuthete. Wir mußten beilegen. Der Untersteuermann zog jedoch die amerikanische Flagge auf und beantwortete die Fragen der Engländer so geschickt, daß sie geneigt schienen, uns für Unterthanen der vereinigten Staaten zu halten. Dennoch aber setzten sie eine Schaluppe aus, um unsere Papiere zu untersuchen. Mittlerweile waren die Beisegel bis zum Aufziehen fertig geworden, und während die Schaluppe heranruderte, drehte man das Schiff, füllte die Segel und brachte die Beisegel an. Alle diese Handlungen folgten außerordentlich schnell auf einander, und selbst die Muthlosesten unter uns verrichteten, durch die Noth angefeuert, Wunder der Thätigkeit. Unser Oiseau gerieth nun augenblicklich in die flüchtigste Bewegung, und gewann einen mächtigen Vorsprung vor der feindlichen Fregatte, die auf unsere Flucht nicht vorbereitet schien und überdieß, ehe sie nacheilen konnte, das Boot wieder einnehmen

mußte. Sie schickte uns indeß einige tüchtige, jedoch fehlgehende Kanonenschüsse nach, stellte aber, als sie wieder unter Segel war, das Feuern gänzlich ein, weil sie dadurch der Schnelligkeit ihrer Fahrt geschadet haben würde. Dagegen unterhielten wir mit den hintersten Achtzehnpfündern ein lebhaftes Feuer, was die Geschwindigkeit unseres Schiffes noch mehr beförderte. Dem Anscheine nach fügten wir den Engländern nicht unbeträchtlichen Schaden zu; denn sie waren öfters beschäftigt, Veränderungen mit ihren Segeln vorzunehmen. Dessen ungeachtet würde uns die Fregatte durch Entziehung des Windes, weil er von hinten wehte, bald wieder erreicht haben, hätte nicht derselbe zum Glück seine Richtung seitwärts verändert. Wir segelten nun einige Stunden, ohne vor unsern Verfolgern bedeutend voraus zu kommen, oder von ihnen eingeholt zu werden, bis man endlich auf neue Mittel sann, die Flucht zu beschleunigen.

Es ist unglaublich, wie viel Umstände dazu beitragen können, den Lauf eines Schiffes zu fördern. Vermehrung der Segel allein ist nicht immer hinreichend; im Gegentheil schadet oft die allzu große Menge derselben. Die Hauptsache beruht vielmehr auf der gehörigen Vertheilung der Ladung, und besonders auf der Genauigkeit im Steuern. Es gibt aber auch eine Menge kleiner Nebenumstände welche, so unbedeutend sie scheinen, großen Einfluß haben und die Aufmerksamkeit des Seemannes erheischen. So wird der Lauf

eines Schiffes z. B. schon dann verstärkt, wenn man einem andern in demselben Fahrwasser, das es durchschnitten hat, nachsegelt. Oft verliert es an seiner Schnelligkeit bloß dadurch, weil die Wasserfässer auf einer Stelle leer und auf der andern noch voll sind, weil eine Lücke in dem Brennholze oder den Mundvorräthen entstanden ist, oder irgend etwas eine kleine Unregelmäßigkeit in der Lage des Schiffes hervorgebracht hat. Ja, ich befand mich einmal auf einem Fahrzeuge, dessen Segelkraft sehr davon abhing, ob die Mannschaft auf dem vordern, oder dem hintern Theile des Decks sich aufhielt. Ueber alle diese kleinen Umstände lassen sich jedoch keine besondern Regeln festsetzen; jedes Schiff hat hierin seine Eigenheiten — Mucken, wie die Matrosen sagen, — die jedesmal geprüft werden müssen und dem Seefahrer ein weites Feld zu Beobachtungen öffnen. Wie wichtig übrigens dieser Gegenstand ist, erhellt deutlich, wenn man erwägt, daß es auf die Dauer einer weiten Reise großen Einfluß hat, ob man in einer Stunde $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Meile mehr oder weniger zurücklegt.

Doch um von meinem Zwecke nicht zu weit abzukommen, füge ich nur die Bemerkung hinzu, daß damals auf unserem Schiffe kein Mittel, seine Schnelligkeit zu vermehren, für besser befunden wurde, als die vordersten Kanonen nach hinten zu bringen, so wie das Tauwerk des Vormastes abzuspannen und ihm dadurch ein freieres Schwingen zu gestatten. Sobald

dieß geschehen war, warf man das Log, und fand ein Verhältniß, nach welchem unsere Fahrt innerhalb vier Stunden funfzehn Meilen gewann, was zuvor, obschon bei gleichem Winde, nur dreizehn betragen hatte.

Wir segelten auf die beschriebene Weise ununterbrochen die Nacht hindurch, und erblickten am Morgen die Fregatte ungefähr zwei Meilen weit im Rükken. Dieser gewaltige Vorsprung verwandelte die Aengstlichkeit unserer Franzosen in die ausgelassenste Freude; ja, ihr Uebermuth stieg in kurzem so hoch, daß sie, zum Zeichen des Spottes, die französische Flagge mit der englischen darunter aufzogen, worüber die gleichmüthigern Dänen herzlich lachten.

Der Feind blieb jedoch, ob er schon immer weiter zurückgelassen wurde, den ganzen Tag im Gesicht, weßhalb unsere Anstrengung nicht erschlaffen durfte; und erst am dritten Tage war die Gefahr, ihm in die Hände zu fallen, völlig verschwunden. — Man kann hieraus einen Schluß auf die vorzügliche Bauart unseres Oiseau und überhaupt der französischen Schiffe machen; denn es ist für Kauffahrer eine schwere Aufgabe, englischen Kriegschiffen auf offenem Meere zu entrinnen.

Während der Flucht — am 31. Januar — war der Wendekreis des Krebses durchsegelt worden. In der Unruhe, worin wir uns befanden, hatte man die bekannte, dort gewöhnliche Meertaufe unterlassen, dennoch aber nichts weniger als vergessen oder aufgege-

ben. Kaum war der Engländer verschwunden und einige Ruhe auf dem Schiffe zurückgekehrt, so trugen die ältern Matrosen darauf an, die verabsäumte, für sie so wichtige Feierlichkeit nachholen zu dürfen. Allein, zu ihrem großen Verdruß zeigte sich jetzt manche Beschädigung der Masten, Segel und Taue, welche die angestrengte Fahrt verursacht hatte, daher man keine Zeit behielt, auf dergleichen Possen zu denken, sondern dieselben auf eine andere Gelegenheit verschieben mußte.

Unter andern machte man die unangenehme Entdeckung, daß der Hauptmast am obern Theile gesprungen war. Diesem Uebel half man zwar für den Augenblick durch einen Verband mit starken Tauen ab, aber die Vorsicht gebot, so bald als möglich bessere Maßregeln zu ergreifen, und den Mast entweder gegen einen neuen zu vertauschen, oder wenigstens mit eisernen Ringen zu belegen. Da beides nur in einem Hafen geschehen konnte, so wurde zu dem Ende beschlossen, nach der französischen Colonie im Senegal zu steuern.

Wir befanden uns bereits auf der Höhe des weißen Vorgebirges, und bald wurden die Küsten der Sahara oder großen Wüste sichtbar. Während der Nacht, als der Obersteuermann die Wache hatte, wären wir durch die Unvorsichtigkeit dieses Offiziers beinahe auf die bekannte Sandbank gerathen, auf welcher vor einigen Jahren die französische Fregatte Me=

dusa strandete. Doch ein guter Geist führte den Untersteuermann zur rechten Zeit auf's Verdeck, um die Gefahr zu entdecken und von uns abzuwenden. So gelangten wir am 4. Februar in die Nähe der Länder am Senegal. Allein hier erwartete uns noch ein unangenehmes Ereigniß. Das Schiff gerieth in einen Strich von Wasserwänden, einer Art Wellen, welche, gleich einer Mauer, viele Fuß hoch in die Höhe steigen, endlich zerreißen und in sich zusammen stürzen; sie sind in der dortigen Gegend eine sehr gewöhnliche Erscheinung, deren Ursache in dem ungleichen Boden des Meeres liegt. Ihre Fluthen bedeckten uns innerhalb einer halben Stunde mehr als zwanzigmal. Dessen ungeachtet langten wir ohne beträchtlichen Schaden vor der Mündung des Senegal an.

Dieser reißende Strom führt vielen Sand mit sich, den das Meer gegen die Küste zurück wirft. Es ist daher am Ausflusse eine Bank entstanden, die nur kleinern Seeschiffen einzulaufen gestattet. Dem zu Folge ankerten wir auf der Reede, wo, außer einigen französischen Kauffahrern, auch amerikanische sich befanden.

14.

Der Verfasser fährt mit Herrn Dupois und dem Kapitän des Schiffes nach St. Louis, dem Sitze der französischen Colonie — die Einfahrt in die Mündung des Senegal ist mit Gefahren verknüpft — Ansichten der beiderseitigen Ufer — die im Strome liegenden Inseln — Ankunft und kurzer Aufenthalt auf St. Louis.

Wir hatten auf der Reede des Senegal den Anker kaum geworfen, so erschienen einige mit Negern bemannte Fahrzeuge, die sich zum Herbeischaffen von Lebensmitteln und zu andern Diensten erboten. Man nahm eines derselben in Sold, um dem Schiffe während der Zeit seines Hierseins als Fährboot zu dienen, was um so nöthiger war, da die Befahrung des Flusses eine besondere Bekanntschaft mit demselben verlangt.

Der Kapitän schickte sich augenblicklich an, hinauf nach der Insel St. Louis, dem Hauptsitze der Colonie, zu gehen, um einen neuen Mast für unser Schiff zu besorgen. Herr Dupois und ich beschlossen, ihm Gesellschaft zu leisten, und so fuhren wir alle drei in dem gemietheten Boote nach der Mündung des Flusses hin.

Obschon die Mündung beinahe die Breite einer Meile hat, so ist doch das Fahrwasser durch die Sand-

bank sehr schmal, weßhalb hier der zusammen gepreßte Strom seinen Lauf ungemein verstärkt, und bei stürmischem Wetter gefährliche Wellen bildet, welche selbst die Eingebornen fürchten. Heute waren jedoch die Umstände sehr günstig, und wir kamen — denn die Fluth war im stärksten Laufe, — in einigen Augenblicken durch die sandigen Stellen.

Die Aussicht, welche sich bei der Ankunft im Senegal eröffnet, ist überraschend, indem sie zu gleicher Zeit die gute und die schlechte Beschaffenheit des afrikanischen Bodens sehen läßt. Zur rechten (am linken Ufer) erblickt man ein Land, das immergrünende Bäume, umgeben von üppigen Gräsereien trägt, das freiwillig verschiedene Kornarten und sonst nützliche Gewächse erzeugt, und daher Thiere und Menschen in Menge ernährt. Links (am rechten Ufer) befindet sich eine unfruchtbare Sandfläche, von welcher die Sonnenstrahlen brennend zurückprallen; sie macht eine Fortsetzung der Sahara aus und führt den Namen: „Spitze der Berberei." Die hier wohnenden Leute werden bloß von der Nähe des Meeres und dem Verkehre mit den Europäern angezogen, was besonders der Fall mit den Bewohnern eines beträchtlichen, unweit St. Louis entstandenen Dorfes ist.

Die Spitze der Berberei, von der Mündung des Senegal an gerechnet, bildet eine schmale Landenge, die sich nur allmählich erweitert, indem der Fluß, 25

Meilen weiter oben, seine ursprüngliche Richtung von Osten nach Westen verläßt und dann, parallel mit der Küste, südwärts läuft. Die Breite dieser Landenge beträgt an vielen Stellen kaum eine Viertelmeile, nirgends aber mehr als zwei Meilen. Sie liegt nicht hoch über der Meeresfläche, sondern hier und da so niedrig, daß bei stürmischem Wetter die Wellen darüber hinbrechen und mit dem Flusse sich vermischen; daher es zu verwundern ist, wie sie dem Ungestüm des Meeres Trotz bieten kann.

Allem Anscheine nach erhielt die Spitze der Berberei erst in spätern Zeiten ihren Ursprung, indem sie durch den herabgeführten Sand gebildet wurde. Sehr günstig für diese Vermuthung ist die alte, unter den Eingebornen fortgepflanzte Sage: daß der Senegal einst seinen Ausfluß bei der Insel Serinpalé, demselben Punkte, wo er gegenwärtig den südlichen Lauf beginnt, genommen habe. Noch mehr Gewicht erhält sie durch die neuesten Erfahrungen, nach welchen die Sandmassen an der Mündung sich immer mehr sammeln und mit dem rechten Ufer vereinigen, weßhalb dieses in einigen Jahrhunderten eine beträchtliche Strecke vorrücken und das Bett des Flusses verlängern dürfte. Man kann die Landspitze daher unter die merkwürdigen Erscheinungen zählen, welche die beständige Umstaltung unserer Erde beweisen.

Eine Meile vom Ausflusse des Stroms beginnt eine Gruppe großer und kleiner Inseln, wovon die

vorzüglichsten Babaje und Safal heißen. Sie haben einen ungemein fruchtbaren Boden und erregen durch ihre natürliche Ergiebigkeit, besonders an Baumwolle, Indigo und Hirse, die Bewunderung des ankommenden Fremden. Die erstere kam im Jahre 1800 in den Besitz der Compagnie, welche sie von den Eingebornen besonders deßwegen erhandelte, um Platz für die überhand nehmende Volksmenge auf St. Louis zu gewinnen. Auf der südlichen Spitze des Eilandes befindet sich ein gut gebautes, mit einer Warte versehenes Wachhaus, wo wir landen mußten, um die Pässe zu zeigen und Rechenschaft von unserer Ankunft zu geben. Nicht weit von diesem Gebäude liegen einige hübsche Landhäuser und viele Negerhütten. — Die Insel Safal ist das Privat-Eigenthum eines französischen Colonisten, das ebenfalls erst im jetzigen Jahrhunderte den Negern abgekauft wurde. Der Versuch, außer den einheimischen Erzeugnissen, auch die der westindischen Colonien zu gewinnen, hat hier einen glücklichen Erfolg gehabt, und man sieht schon blühende Pflanzungen von Zukkerrohr und Cacao.

Oben an der Spitze des Archipels, ungefähr fünf Meilen von der Mündung des Senegal, zeigt sich das Eiland Sor (Saure), welches schon in weiter Ferne durch die hochstämmigen Baobabs, Palmen- und Gummibäume die Vortrefflichkeit seines Bodens verkündet. Es hat eine viereckige Gestalt, und sein

Umfang beträgt wenigstens fünf Meilen. — Ihm gegenüber, nach der Spitze der Berberei hin, liegt die Insel St. Louis. Diese ist von unbeträchtlicher Größe und macht, da sie von Natur eine flache, niedrige Sandmasse ist, einen auffallenden Contrast mit ihren beglückten Nachbarinnen. Man wirft sich daher beim ersten Anblick die Frage auf: was wohl für Gründe die Handelsgesellschaft haben mochte, sich an einem solchen Orte anzusiedeln? Wie es scheint, geschah es hauptsächlich darum, weil die Eingebornen die Besitznahme dieser Insel am wenigsten streitig machten, und man sich hier vor ihren Ueberfällen am sichersten glaubte. Ueberdem war es der Compagnie nicht um fruchtbaren, der Cultur fähigen Boden, sondern bloß um einen Marktplatz zu thun, gewisse Erzeugnisse des Landes gegen europäische einzutauschen.

Nachdem ich und meine Gesellschafter auf St. Louis gelandet waren, begaben wir uns vor allem nach der dortigen Niederlage für Schiffgeräthe, um einen Mast für unser Schiff zu besorgen. Obgleich keiner von der erforderlichen Beschaffenheit vorräthig war, so gaben uns doch die Aufseher das Versprechen, unser Bedürfniß in wenig Tagen zu befriedigen. Wir wendeten uns hierauf nach dem Mittelpunkte der Stadt, wo auf einem freien Platze einige Kaufleute und Compagnie-Beamte versammelt waren. Unter den letztern fand Herr Dupois einen Be-

kannten, von dem er sehr freundlich empfangen und eingeladen wurde, einige Tage bei ihm zuzubringen. Der Kapitän und ich kehrten daher am Abend, als die Ebbe eintrat, allein nach dem Schiffe zurück, nachdem wir die Stadt flüchtig besehen und einige Erfrischungen eingekauft hatten.

15.

Der Verfasser wird mit dem Herrn Ficher, einem Beamten der Compagnie, bekannt und von ihm zu einem längern Besuch auf St. Louis veranlaßt. Beschreibung dieses Eilandes und der darauf befindlichen Stadt mit ihren Festungwerken und ihrem Hafen.

Am Morgen nach meiner Rückkunft von St. Louis war das Wetter vorzüglich schön, was den Herrn Dupois bewog, ziemlich früh mit seinem Freunde auf das Schiff zu kommen, um ihm dasselbe zu zeigen. Ich wurde mit diesem biedern Manne, dessen Name Ficher war, schnell bekannt und sogar vertraut, wozu nicht nur die natürliche Offenherzigkeit der Franzosen, sondern hauptsächlich der Umstand die Veranlassung gab, daß er früher mein Vaterland bereis't und es lieb gewonnen hatte. Er machte daher auch mir das freundschaftliche Anerbieten, bei ihm zu wohnen. Ich nahm es dankbar und freudig an. So fuhren wir, Ficher, Dupois und ich, Nachmittags bei guter Zeit nach St. Louis ab, wo mir von Seiten der Familie meines gastfreien Wirths dieselbe liebreiche Aufnahme widerfuhr, die am Tage zuvor Herr Dupois bei ihr gefunden hatte.

Da weder der Kapitän, noch die Steuerleute, wegen der gefährlichen Lage, worin sich unser Schiff auf der Reede befand, in der Stadt verweilen konnten, so wurde mir der Auftrag ertheilt, auf das Verfahren der Zimmerleute, welche den Mast für uns verfertigten, Achtung zu geben. Ich war daher während meines Aufenthalts auf der Insel nicht völlig unabhängig, gewann aber doch so viel Zeit, mir einige Kenntniß von derselben zu verschaffen.

Die Insel St. Louis — zuweilen vorzugweise Senegal genannt, — dehnt sich in einer länglichen Form von Norden nach Süden aus, so daß sie den Strom in zwei Arme theilt, welche man durch die Namen Ost- und Westfluß unterscheidet. Jener ist 320, dieser 210 Ruthen breit. Die Länge des Eilandes macht 1150 Ruthen aus; die Breite ist sehr unbestimmt und beträgt an manchen Stellen 90, an andern 190 und in der Gegend der Stadt 130 Ruthen. Den ganzen Umfang kann man auf eine Meile schätzen. Die Oberfläche der Insel erhebt sich nur einige Fuß über den Strom, weßhalb sie zuweilen durch die Ueberschwemmungen desselben leidet; doch ist sie in der Mitte etwas höher, wodurch der Abfluß des Wassers befördert wird. Der flache Boden besteht, wie ich schon oben erwähnte, aus Sand, der sich wenig zum Anbau eignet. Dennoch ist er nicht völlig unfruchtbar. Man hat einige kleine Gärten angelegt, worin verschiedene Gemüse erträglich fortkommen; ja hin und

wieder gelingt der Versuch, Weinstöcke, Zitronen=, Pomeranzen=, Kastanien=, Nuß= und Feigenbäume zu ziehen.

Zu den Bäumen, welche man am häufigsten auf St. Louis findet, gehören einige Arten des Mangle= (Gescharr=) Baums, besonders der schwarze. Die nördliche Spitze der Insel ist großen Theils damit bedeckt. Dieses Gewächs gedeiht bloß an den Ufern des Meeres und der Flüsse. Die einen Viertelzoll dicke Rinde zeichnet sich durch eine schöne braune Farbe, so wie durch Glätte und Biegsamkeit aus. Unter der äußern Rinde befindet sich eine dünne, zarte, weniger braune Haut. Das Holz, welches eine dunkelbraune Farbe hat, ist von großer Schwere und Härte, läßt sich jedoch ungemein leicht biegen. Die Blätter gleichen denen des Lorbeers, nur mit dem Unterschiede, daß sie kleiner und dicker sind. Der Stamm erreicht eine mittelmäßige Höhe, wird aber selten über einen Fuß dick. Die Aeste, welche sehr dicht beisammen stehen, sind gerade und ohne Knoten; sie neigen sich gern auf den Grund, wo sie Wurzel fassen und neue Bäume hervorbringen, die sich auf gleiche Weise vermehren. Diese Bäume haben einen sehr schnellen Wuchs, und werden, so oft man sie abhaut, durch aufschießende Sprößlinge bald wieder ersetzt. Ihr Holz gibt ein loderndes und kräftiges Feuer, und ist überdieß sehr tauglich zum Wasserbau. Die Rinde dient zum Gerben des Leders.

Etwas weiter von der nördlichen Spitze, gegen Süden hin, liegt ein kleiner Wald von Baobabs, Gummi= und andern Bäumen. Obschon der Boden aus Sand besteht, so wächst doch ein kurzes, salziges Gras darin, das für Schafe und Ziegen ein angenehmes Futter ist, so wie es ihr Fleisch ungemein wohlschmeckend macht, weßhalb hier von der Compagnie eine ziemliche Anzahl dieser Thiere gehalten wird. Ich sah daselbst europäische und einheimische Schafe. Sie scheinen auf den ersten Anblick zwei ganz verschiedene Thiergattungen zu sein, weil die letztern, Statt der Wolle, lange seidenartige Haare und zum Theil große, sonderbar gestaltete Hörner haben.

Der Landstrich, welchen die Mangle=Bäume einnehmen, bildet einen beträchtlichen Morast, auch befindet sich ein kleinerer in der Nähe des genannten Waldes. Hierher pflegt man die auf der Insel befindlichen Schweine zu treiben, weil sie nasse Oerter lieben, und mancherlei ihnen zuträgliches Futter darin finden. Um ihnen zu folgen, bedienen sich die Hirten einer Art Stelzen, da das Wasser laugenhaft und beißend ist. Diese Moräste, von den Franzosen Marigots genannt, sind am Tage der Sammelplatz vieler Millionen Mücken, die in der Nacht hervorkommen und sich über die ganze Insel verbreiten, daher die Einwohner — wie es auch in einigen Gegenden von Südamerika Sitte ist, — des Morgens einander nicht fragen: „Wie haben Sie geschlafen?“ sondern: „Wie

haben die Mücken sich aufgeführt?" — In ältern Zeiten hat es noch mehr solcher Marigots auf St. Louis gegeben; sie sind aber, wegen ihres höchst verderblichen Einflusses auf die Gesundheit, nach und nach ausgetrocknet worden.

An süßem Wasser herrscht, wie auf allen benachbarten Inseln, ein großer Mangel. Es gibt weder Quellen, noch Brunnen, und obschon das Wasser des Senegal an sich gut und trinkbar ist, so wird es doch durch die hochsteigenden Fluthen verdorben und salzig. Da der Strom den lockern und sandigen Boden durchnäßt, so sammeln sich überall, wo man ein Loch von ungefähr zwei Fuß Tiefe gräbt, die eindringenden Flüssigkeiten, die auf dem Wege durch die Sandmasse einen Theil ihres Salzes abgesetzt haben. Das auf diese Weise gewonnene Wasser seihet man durch kanarische Filtrirsteine, füllt es dann in irdene Krüge, und bewahrt es in besondern gewölbten Gemächern auf, die der Nordwind bestreichen und abkühlen kann. Dieß ist das beßte Trinkwasser auf St. Louis; und ob es schon keine vollkommene Süßigkeit hat, so sind doch niemals Mittel angewendet worden, besseres zu erhalten. Sonderbar, daß die Compagnie in der langen Reihe von Jahren, seit welcher ihre Niederlassung besteht, nicht auf den Einfall kam, ausgemauerte Cisternen anzulegen und Regenwasser darin zu sammeln.

Das Klima ist für den Europäer äußerst ungesund. Der Thermometer fällt, obschon unausgesetzt

Nord= und Nordost=Winde wehen, selten unter 30 Grad Réaum., daher der Körper durch die beständige Ausdünstung abzehrt und erschlafft. In der einen Hälfte des Jahres, vom December bis zum Mai, herrscht die größte Trockenheit, während in der andern die heftigsten Regengüsse erfolgen, und der Fluß, gleich dem Nil, die angränzenden Länder überschwemmt. Diese beiden Extreme von Dürre und Nässe haben die schädlichsten Wirkungen auf den Körper und erzeugen gefährliche Krankheiten, vorzüglich Ruhren, hitzige und faule Fieber, was besonders in der Regenzeit, oder — wie man dort wegen des hohen Wasserstandes sagt, — in der hohen Jahreszeit ist. Die schlechte Beschaffenheit des Wassers vergrößert das Uebel, wozu noch der Umstand kommt, daß man am Senegal nie Aerzte, sondern immer nur Chirurgen hatte, welche die Natur der hier herrschenden Seuchen und die Mittel, dieselben abzuwenden und zu heilen, noch wenig erforschten.

Das Fort St. Louis, von dem die dabei gelegene Stadt und dann die ganze Insel ihren Namen erhielten, ist als der Hauptpunkt der Niederlassung anzusehen. Obschon es den Angriffen europäischer Truppen (wie die zu Ende des Jahres 1808 unternommene Expedition der Engländer beweis't,) nicht lange Widerstand leisten kann, so ist es doch stark genug, den Negern Ehrfurcht zu gebieten und sie im Zaume zu halten. Es liegt im südlichen Theile des Eilandes und zwar in einer Vertiefung, weil der Strom seit kurzem

viel Sand ausgeworfen und dadurch den Boden erhöht hat. Die Werke, welche aus vielen, zum Theil übel angebrachten Batterien bestehen, sind mit ungefähr 30 Kanonen von mittlerem Kaliber besetzt. Der Umfang dieser Festung ist beträchtlich, indem sie ein Zeughaus mit guten Vorräthen an kleinem Gewehr, Magazine und Niederlagen für die Handelsgesellschaft, so wie auch eine Pulvermühle in sich faßt. Gleichwohl fehlt es innerhalb derselben an Platz, um — wie es der Fall in andern Colonien ist, — Häuser für die Beamten der Compagnie zu bauen; daher diese in der Stadt wohnen müssen. Mitten aus der Festung erheben sich vier gut gemauerte, spitzige, mit Ziegeln gedeckte Thürme. Sie sind die Ueberbleibsel eines Kastells, das man bei der ersten Niederlassung (im sechzehnten Jahrhundert) aufführte, und machen die vorzüglichste alterthümliche Merkwürdigkeit der Insel aus. Sie standen früher von einander getrennt, sind aber in spätern Zeiten durch Wälle verbunden worden. Unter diesen befinden sich die Kasematten, worin man ehemals die erhandelten Sklaven, bis zur Abführung an ihren Bestimmungort, in Gewahrsam hielt. — Am westlichen Ufer befindet sich eine Schanze von 10 Vierundzwanzigpfündern und einigen Mörsern, so wie gegenüber auf der Spitze der Berberei eine andere, Fort de Guétandar genannt, die nur vier kleine Kanonen hat. — Zur Vertheidigung der sämmtlichen Werke werden gewöhnlich zwei Compagnien Infanterie und zwanzig Mann Artillerie unterhalten, wo=

von aber nicht selten die Hälfte krank und zum Dienste unfähig ist.

Das Schloß — der Sitz des Gouverneurs, — die Kaserne und das Hospital, welche zunächst beim Fort liegen, machen die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude der Insel aus.

Die Stadt zieht sich am westlichen Ufer von Süden nach Norden hin. Sie hat viele gut gebaute Häuser, aber auch viele von Stroh, Rohr oder von Zweigen zusammengesetzte Hütten. Die Straßen sind breit und werden, wie man es selten in den französischen Colonien findet, erträglich rein gehalten. In den meisten hat man Bäume angepflanzt, wodurch die drückende Sonnenhitze gemildert wird.

Der Hafen liegt an der Westseite; er ist geräumig, sicher, und hält überflüssig Wasser für diejenigen Seeschiffe, welche den Strom befahren können. Außer einigen europäischen, amerikanischen und einheimischen Kauffahrern, sah ich hier viele Fahrzeuge der benachbarten Negerstaaten, die zum Theil in ausgehöhlten Baumstämmen bestanden und durch ihr sonderbares Takelwerk, so wie durch die auffallenden Gestalten ihrer Flaggen, mein Augenmerk auf sich zogen. Die Barken, womit die Compagnie ihre Handelsreisen nach den obern Gegenden des Flusses unternimmt, waren größten Theils abwesend. Während meines dortigen Aufenthalts kamen einige mit Tigerfellen und Elfenbein beladen zurück.

16.

Beschreibung der Einwohner auf St. Louis. Bemerkungen, den Handel dieser Colonie betreffend.

Die Einwohner auf St. Louis bestehen, außer den französischen, aus Mulatten und Negern. Ihre Anzahl ist, trotz der geringen Größe und schlechten Beschaffenheit der Insel, sehr bedeutend und beständig im Steigen, weil die Neger nicht nur durch den Verkehr mit den Franzosen, sondern auch durch eine besondere Vorliebe für dieselben herbeigezogen werden. Schon im J. 1800 war die Volksmenge auf 10,000 angewachsen; daher die Regierung anfing, auf den benachbarten Inseln Pflanzorte anzulegen. Gleichwohl zählte man im Jahre 1808 — als ich mich dort befand, — gegen 11,000 Einwohner.

Die meisten derselben bekennen sich zum Muhamedismus; doch sind viele zum Christenthum übergetreten. Dieß würde, da die zeremoniellen Gebräuche der katholischen Kirche großen Eindruck auf die sinnlichen Neger machen, weit häufiger der Fall sein, wenn sie nicht durch das Gesetz, auf Ein Weib sich zu beschränken, davon abgehalten würden, worin überhaupt die vorzüglichste Ursache liegt, warum die christliche Reli-

gion schwerer, als die muhamedanische, bei den feurigen Bewohnern der heißen afrikanischen und asiatischen Länder Eingang findet. Der Hang zur Vielweiberei ist bei den Negern auf St. Louis so stark, daß selbst diejenigen, welche den Glauben Muhameds abgeschworen haben, derselben nicht entsagen. Es herrscht hier indeß die größte Duldsamkeit, und nirgends stehen beide Religionen in so schwesterlicher Eintracht neben einander. Die katholischen Festtage werden auch von den Moslemins in Ehren gehalten; denn es ruhen dann alle Geschäfte.

Das vorzüglichste Gewerbe der farbigen Einwohner besteht im Handel mit den Lebensmitteln, die sie vom Festlande beziehen. Einige beschäftigen sich damit, daß sie die Güter der Compagnie auf dem Strome und längs den Küsten hin und her schaffen. Andere lassen sich zu Dolmetschern und Unterhändlern im Verkehr mit dem Festlande brauchen. Viele leben auch bloß davon, daß sie ihre Sklaven, die man in großer Menge hält, auf den europäischen Schiffen zur Arbeit verdingen. Außer Fischern, Maurern, Zimmerleuten und einigen Schmieden, gibt es wenig Handwerker. Künste werden, mit Ausnahme der Musik, gar nicht getrieben.

Die Mulatten reden durchgehends französisch, selbst im Umgange mit ihren Familien. Auch die meisten Neger verstehen und sprechen es, ziehen jedoch, wenn sie unter sich sind, ihre Muttersprache vor. Die jaloffischen Mundarten hört man am häufigsten, nebenbei

aber auch von diesen ganz abweichende Sprachen, was besonders der Fall unter den Sklaven ist, da sie von sehr verschiedenen Völkern abstammen.

Europäische Sitten finden unter den Negern große Verehrer, und viele der reichern Familien sind hierin von den Franzosen nicht zu unterscheiden. Besonders zeigt sich in der Kleidung eine affenartige Liebe zur Nachahmung, und obschon die Aermern gewöhnlich nichts als baumwollene Beinkleider und Hemden tragen, so erscheinen sie doch an Festtagen in vollkommenen europäischen Anzügen, was sich zum Theil auch auf die Sklaven erstreckt. Die wenigsten verstehen indeß, ihre Kleidung gehörig zu wählen und zu ordnen. Es gilt ihnen gleich, ob der Rock zu weit oder zu enge, zu kurz oder zu lang ist, oder ob er zu dem übrigen Anzuge paßt; sie sind zufrieden, wenn ihn nur ein Europäer verfertigt oder getragen hat. Dabei lieben sie sehr helle, schreiende Farben, welche auf eine auffällige Weise vereinigt werden. Wenn man nun noch das lächerlich stolze und selbstgefällige Betragen der geputzten Neger hinzu denkt, so ist leicht zu begreifen, daß der Anblick derselben in ihrem festlichen Aufzuge dem Europäer manche Unterhaltung gewährt, wodurch er für den Mangel an heimischen Belustigungen einigermaßen entschädigt wird. — Eines Tages lief in den Hafen ein kleiner von Bordeaux kommender Schooner ein, dessen Kapitän eine Menge veralteter Kleidungstücke zum Verkauf mitbrachte. Die Neger eilten

schaarenweise hinzu, und die Waare fand guten und schnellen Absatz. Der folgende Tag war ein Sonntag, wo zur großen Belustigung der Franzosen die sonderbarsten Carricaturen zum Vorschein kamen. Unter andern sah ich Einen mit sehr altmodischen sammetnen Kleidern von rother Farbe; seine Fußbekleidung bestand in gelben Pantoffeln, und den Kopf bedeckte eine phantastische Mütze, nach Art derjenigen, welche in Frankreich zur Zeit der Revolution getragen wurden. Ein Zweiter erschien mit einem gestickten, gelbseidenen Kleide, mit weiten leinenen Schifferhosen und einer rothledernen Jockey-Mütze.

Von der Eitelkeit der Männer läßt sich leicht ein Schluß auf die der Weiber machen. Europäischen Putz schätzen sie über Alles, und selbst die Sklavinn, welche nichts als ein Hemd und eine Schürze zur Bedeckung hat, sucht ihre Figur durch Glasperlen und andern geringen Tand hervorstechend zu machen. Uebrigens ist ihr Geschmack im Anzuge nicht viel besser, als der des männlichen Geschlechts. Bei aller Liebe zum europäischen Putze sind sie doch wenig geneigt, denselben selbst verfertigen zu lernen; vielmehr verleben sie ihre Tage in Trägheit und Unthätigkeit. Die Tugend der Weiber steht in keinem vorzüglichen Rufe. Doch sagt man, daß diejenigen, welche mit Europäern verheirathet sind, eine musterhafte eheliche Treue beweisen; sie sollen, so oft der Mann verreis't, Trauer anlegen und, im Fall dieser nicht wieder zurückkommt, erst dann einen zwei-

ten nehmen, wenn sie die Gewißheit erlangen, daß der erste nicht mehr am Leben ist.

Die Schwarzen zeichnen sich durch Gutmüthigkeit, so wie durch Einfalt und andere damit verwandte Eigenschaften, besonders Leichtgläubigkeit und Aberglauben aus. Ihr Temperament ist lebhaft und lustig. Sie schwatzen gern, und stimmen häufig, selbst bei der Arbeit, Gesänge an; das Tanzen lieben sie mit der größten Leidenschaftlichkeit. — In dieser Verwandtschaft des Temperaments mit dem der Franzosen scheint der Hauptgrund zu liegen, warum die Neger sich zu keiner europäischen Nation so hingezogen fühlen, als zu der französischen.

Sowohl die Schwarzen als die Weißen auf St. Louis unterhalten eine große Menge Sklaven. Der Zustand dieser Menschenklasse ist nichts weniger als hart und, in Rücksicht der Arbeit, viel erträglicher als der, worin die freien Dienstleute in den meisten europäischen Ländern sich befinden. Man sieht die Sklaven zuweilen ganze Tage lang müßig und ohne Aufsicht bei einander stehen; und es würde ihnen ein Leichtes sein, zu entfliehen, wenn sie Lust und Ursache dazu hätten. Diese gelinde Behandlung hat die wohlthätige Wirkung, daß im Ganzen ihr moralischer Charakter mehr Unverdorbenheit besitzt, als es bei den Sklaven auf den Inseln und dem Festlande von Amerika der Fall ist. Aber es entsteht daraus auch der Nachtheil, daß sie sich weniger an Thätigkeit gewöhnen und, da

sie den Mangel der Freiheit nicht so sehr empfinden, auch weniger bemüht sind, sich dieselbe zu erkaufen, was ihnen doch, wenn sie ihre Muße zu eigenem Erwerb anwendeten, nicht schwer fallen würde. Daher sind sie treuer und redlicher, aber auch weit unwissender, als in andern Colonien. Von den hübschen Flecht-, Schnitz- und andern Arbeiten, welche die Neger in letztern verfertigen, sieht man wenig auf St. Louis. — Beiläufig bemerke ich, daß die gute Behandlung der Sklaven auf dieser Insel viele Beobachter verleitet hat, den Negerhandel in einem günstigen Lichte zu erblicken und ihn zu vertheidigen. Sehr oft hörte ich in Frankreich die Bemerkung machen, es wäre für die Neger eine Wohlthat, daß man sie mit Gewalt unter fremde Nationen versetzte, wodurch sie nach und nach einen gewissen Grad der Cultur erreichten, den sie, sich selbst überlassen, in vielen Jahrhunderten nicht erlangen würden. Von dieser Seite betrachtet, scheint der Sklavenhandel etwas Gutes zu haben; allein, es wiegt das endlose daraus erwachsende Unheil nicht auf, die blutigen Kriege unter den afrikanischen Völkern, die Grausamkeit der Herrscher gegen ihre Unterthanen, das Ungemach, welches die fortgeschleppten Menschen in den amerikanischen Colonien und schon auf der Ueberfahrt dahin zu erdulden haben, und endlich die ungeheuere Menschenverwüstung. Ueberdieß bleibt es eine sehr streitige Frage, ob die Europäer, wie manche sich einbilden, dem rohen Naturmenschen wahrhaft nützen, wenn sie ihm ihre

Cultur aufzwingen; zumal da der Anfang gewöhnlich darin besteht, ihn mit ihren überflüssigen Bedürfnissen und ihren Lastern bekannt zu machen. Liegt ihnen wirklich daran, den rohen Afrikaner zu verfeinern — was jedoch mit ihrem Vortheil gewöhnlich nicht vereinbar ist, — so kann es nur auf eine friedliche Art und stufenweise geschehen, so wie man z. B. mit den Colonien am Flusse Sierra-Leona rühmlich angefangen hat.

Die Lebensart der Franzosen auf St. Louis weicht von der im Mutterlande herrschenden beträchtlich ab. Man pflegt allgemein bei Tagesanbruch aufzustehen, um die Kühle des Morgens zu genießen. Mit Sonnenaufgang beginnen die Geschäfte und endigen sich wieder um zehn Uhr. Jeder zieht sich dann vor der überhand nehmenden Hitze in sein Haus zurück, und niemand bleibt ohne dringende Noth im Freien; die Thüren und Fenster werden sorgfältig verschlossen, und die Zimmer mit Lampen erleuchtet. Man genießt ein Frühstück und begibt sich zur Ruhe. Diejenigen aber, welche auf ihre Gesundheit bedacht sind, vermeiden in der Hitze des Tages zu schlafen und bleiben lieber in Thätigkeit, wobei sie, um die Ausdünstung zu mildern und die Kräfte zu erhalten, Wein mit China trinken, was man bis jetzt als das beßte Mittel, sich vor den dort herrschenden Krankheiten zu schützen, befunden hat. Um Mittag tritt eine tiefe Stille auf den Straßen ein, die erst gegen drei Uhr, wo die Hitze sich mindert, unterbrochen wird. Um vier Uhr findet das Mittag-

mahl Statt, worauf Spaziergänge gemacht oder die noch übrigen Tagesgeschäfte nachgeholt werden. Nach Sonnenuntergang zieht sich Jeder, dem seine Haut lieb ist, abermals in die Häuser zurück; denn alsdann erscheinen die Mücken und ihre ersten Anfälle sind fürchterlich. Man öffnet die Fenster, um die kühle Abendluft einzulassen, setzt aber, wegen der eindringenden Insekten, Rahmen davor, die mit Nesseltuch oder einem dünnen, besonders dazu verfertigten Gewebe bezogen sind.

Die Lebensweise im Essen und Trinken ist einfacher als in Frankreich; dennoch sind die Speisen im Ganzen weit nahrhafter. Die vortrefflichen Fische des Senegal, das Wildpret und das wilde Geflügel vom Festlande gewähren eine sehr gesunde Kost, und hierin bestehen die Hauptgegenstände der Küche. Unter den Zugemüsen sind Reiß, Mais, Hirse, Bataten und Yamswurzeln die gewöhnlichsten. Sie pflegen, der Reihe nach, abwechselnd auf der Tafel zu erscheinen, doch unter sehr veränderten Gestalten. So gibt es z. B. zwei Sorten Hirsemehl, wovon die feinere Sanglé, die gröbere Couscous genannt wird. Jene dient hauptsächlich zu Nudeln, die man in heißer Milch oder Fleischbrühe aufquellen, aber nicht sieden läßt. Häufig geschieht dieß auch in Wasser, worin weiße Tamarinden (die Früchte des Affenbrodbaums,) abgekocht worden sind, wozu hernach Syrup oder Honig gemischt wird; und dieß soll die gesundeste, selbst für den Kranken an-

gemessenste Speise im Lande sein. Couscous wird gewöhnlich in kaltem Wasser eingerührt und über gelindem Feuer zu einem dicken Brei gekocht, den man zuletzt mit Fleisch= oder Fischbrühe verdünnt und mit gestoßenen Tamarindenblättern würzt. Zum Nachtisch erscheinen Ananas oder Datteln, Kokosnüsse, Wassermelonen, Feigen, Granaten, Pomeranzen. Während des Mahles besteht das Getränk in Wein, welcher nicht nur aus Frankreich, sondern im Frieden häufig auch von den kanarischen Inseln kommt. Da er aber ziemlich hoch im Preise steht, so begnügt man sich in den Zwischenzeiten mit Palmenwein, dem gewöhnlichen Getränke der Neger. Es ist kühlend, süß und lieblich, jedoch von keiner langen Dauer. Man erhält es auf St. Louis selten unverdorben, indem es während der Ueberfahrt vom Festlande in Gährung geräth. Des Morgens wird Kaffee, oder, der Gesundheit wegen, ein Abguß von gekochten Kräutern oder Früchten getrunken.

Auch in Hinsicht der Kleidung weichen die hiesigen Franzosen von den Sitten des Mutterlandes ab. Die Männer tragen selten Anzüge von Tuch, sondern gewöhnlich von Zeuch oder Nanking. Dünne bunte Musseline machen die Bestandtheile der weiblichen Kleider aus; und breite Strohhüte dienen beiden Geschlechtern zur Kopfbedeckung.

Außer den Spazierfahrten auf dem Senegal und den Jagden auf dem festen Lande, beschränken sich die Vergnügungen fast einzig auf Zusammenkünfte in Pri=

vathäusern und in einigen Tabernen, die zum Theil von Franzosen, zum Theil von Negern gehalten werden.

Der Handel auf St. Louis ist sehr beträchtlich; er beschäftigt sich mit dem Eintauschen der Landesproducte gegen europäische. Die vorzüglichsten Gegenstände desselben sind Gummi, Gold und Elfenbein, wozu früher noch die Sklaven kamen. Außerdem erhält man auch Häute, Wachs, Straußfedern, so wie Indigo, Baumwolle, Kaffee, Tabak und andere Artikel.

Das Gummi (arabische Gummi) liefern hauptsächlich die maurischen Volkstämme, welche nördlich vom Senegal wohnen. Sie sammeln es, im Monat März, in den drei Wäldern Sahel, Lebiar und Alfatak, worauf sie es in ledernen Säcken verwahren und auf Ochsen und Kameelen zum Verkauf an die Europäer verführen. Der Ort wo die Franzosen mit ihnen handeln, ist die Bucht der Wüste, eine Gegend am Senegal, die 25 Meilen oberhalb St. Louis liegt. Ehedem besaß die französische Compagnie noch andere Marktplätze für dieses Product; sie sind aber eingegangen, seitdem man die Factorei auf der Elfenbeininsel (im obern Theile des Stroms) aufgegeben hat. Die Mauren pflegen im April und Mai die Bucht der Wüste zu erreichen, nachdem die entferntesten einen Weg von einigen hundert Meilen zurückgelegt haben. Sie verkaufen das Gummi nach Cantaren, d. i. nach einem hölzernen Maße, welches gegen 2000 Pfund enthält. Man gibt ihnen dafür Eisen-, Stahl-, Kupfer- und

Zinnwaaren, Leinwand, Kattun, Tuch und Flanell, so wie Gewehre, Pulver und Blei, Branntwein, Korallen, Glaswaaren und allerlei Kleinigkeiten. Der Preis des Gummi richtet sich hauptsächlich nach der Beschaffenheit der Aernten, die, wie bei allen Früchten, verschieden sind, obschon nie zwei schlechte Jahre auf einander folgen. Auch trägt die größere oder geringere Menge des Products auf dem Platze dazu bei, den Werth zu bestimmen. Wenn man die Waaren, die dafür gegeben werden, im Durchschnitte berechnet, so kommt das Pfund auf 14 bis 18 Sous zu stehen. Die Franzosen befanden sich ehedem im alleinigen Besitze des Gummihandels; allein seit dem Jahre 1783 nehmen die Engländer daran Theil, indem ihnen, zu Folge eines Vertrags, zugestanden wurde, in Portendik, einem kleinen, 40 Meilen nordwärts vom Senegal gelegenen Hafen, Gummi einzuhandeln. Diejenigen Mauren, welche um diesen Küstenort wohnen, bringen daher ihre Waare dorthin, oft auch die entferntern, weil die Engländer mehr als die Franzosen bezahlen. Ueberhaupt sind die erstern bemüht, den Handel ganz an sich zu reißen, ein Plan, der ihnen aber bis jetzt noch nicht gelungen ist. Ueberdem erhält die französische Compagnie auch von den Negern etwas Gummi; denn die Bäume, welche es hervorbringen, werden auch in ganz Nigritien einzeln und gruppenweise gefunden. St. Louis sendet daher noch jährlich 12 bis 15,000 französische Zentner Gummi nach Frankreich.

Der Sklavenhandel ist von jeher stark getrieben worden. Während meines Aufenthalts in St. Louis gaben ihm besonders die Feindseligkeiten, welche damals die Mauren gegen einige Negerstaaten unterhielten, vorzügliche Lebhaftigkeit; und ungeachtet die Franzosen durch den Krieg mit den Engländern verhindert wurden, die erkauften Sklaven auf eigenen Schiffen auszuführen, so geschah es doch um so häufiger mit Hülfe der amerikanischen. Eins dieser Schiffe bekam an Einem Tage über zweihundert solcher Unglücklichen, und mithin seine völlige Ladung. Es bezahlte 600 Livres für jedes Stück von Indien, d. i. für jeden ausgewachsenen, gesunden und besonders mit allen Zähnen versehenen Neger. — Ich begab mich an Bord des Amerikaners, als man die armen Menschen einschiffte. Den Weibern und Kindern wurde gestattet, frei auf dem Verdeck umher zu gehen; die Männer schaffte man aber in den Raum, und schloß sie mit den Füßen an gewisse Balken fest, welche die Schiffsmannschaft in die Höhe ziehen kann, so oft ein Aufruhr entsteht. — Dieser abscheuliche Handel ist am Senegal seit dem Jahr 1819 von der französischen Regierung gesetzlich aufgehoben worden, dauert jedoch im Stillen noch immer fort, obschon die englischen Kriegschiffe zu dessen Verhütung häufig längs den Küsten kreuzen. Es läßt sich auch vermuthen, daß er, wie jede tief eingewurzelte Gewohnheit, nur mit der Zeit, und erst dann völlig aufhören wird, wann die Europäer ihre Colonien ohne

Sklaven zu bebauen, und die afrikanischen Nationen ihre Einkünfte auf andere Art, als durch Menschenhandel, zu vermehren lernen werden.

Die übrigen Artikel, womit sich der Handel am Senegal beschäftigt, erhält man ausschließlich von den Negern. Das Gold kommt größten Theils aus dem Lande Bambuk; es besteht in Staub, Körnern und Blättchen, so wie es die Einwohner aus dem Erdreiche oder aus dem Sande der Flüsse waschen. Die Waaren, welche die Neger für die ihrigen bekommen, gleichen denen, die im Verkehr mit den Mauren gebräuchlich sind.

17.

Der Verfasser und Herr Dupois begleiten den Herrn Ficher auf seiner Geschäftreise nach der Bucht der Wüste — Schwierigkeiten der Schifffahrt auf dem Senegal — der Reichthum dieses Flusses an Fischen. Man landet am linken Ufer, um die Rückkehr der Fluth zu erwarten.

Ich hatte mit Herrn Dupois bereits fünf Tage in St. Louis zugebracht, als die Zimmerleute mit dem neuen, für unser Schiff bestimmten Maste fertig wurden, worauf ich denselben, mit Hülfe eines Negerbootes, ungesäumt nach der Reede brachte und unserer Mannschaft überlieferte. Ich erfuhr dann vom Kapitän, daß man auch das Tauwerk schadhaft befunden habe, und zum Theil durch neues ersetzen müsse; daher das Geschäft, den Mast aufzutakeln und überhaupt das Schiff von neuem in segelfertigen Stand zu setzen, noch einen Zeitraum von fünf bis sechs Tagen erfodere. Mit dieser Nachricht kehrte ich zum Herrn Dupois in St. Louis zurück, und beschloß den verlängerten Aufenthalt daselbst zu Ausflügen in die umliegenden Gegenden des Festlandes zu benutzen. Allein, um dieselbe Zeit erhielt Herr Ficher, der uns bisher so gütig bewirthet hatte, von seinen Obern den Befehl, eine Geschäftreise nach der Bucht der Wüste

zu machen; denn es war daselbst, weil die Gummiärnte sich näherte, bereits ein maurischer Kaufmann eingetroffen, um mit der Compagnie zu unterhandeln. Dieser Umstand gab meinem Wanderplan eine andere Richtung, indem der Wunsch, den Herrn Ficher zu begleiten, in mir rege wurde. Auch Herr Dupois bezeigte Lust, an der Reise Theil zu nehmen; denn ob er schon im Geräusche einer Stadt sich am wohlsten befand, so gebrach es ihm doch nicht an Empfänglichkeit für die Reize der stillen Natur. Herr Ficher war sehr vergnügt und eilte, die Genehmigung des Gouverneurs zu bewirken, was auch ohne viel Mühe geschah.

Als in der folgenden Nacht die Fluth eintrat, begaben wir uns sämmtlich nach dem Hafen, und bestiegen die zur Reise bestimmte Barke. Wir fanden in der kleinen Kajüte mehr Sauberkeit und mehr Bequemlichkeiten, als ich vermuthet hatte; die Mannschaft bestand aus sechszehn bewaffneten Negern, die uns sehr freundlich empfingen. Sobald wir uns eingeschifft hatten, ging das Fahrzeug ab.

Ich muß hier bemerken, daß die Schifffahrt auf dem Senegal mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft ist. Es gibt viele Sandbänke, zu deren Vermeidung große Behutsamkeit und eine genaue Kenntniß der Gegend erfodert wird. Das vorzüglichste Hinderniß liegt jedoch in der unveränderlichen Richtung des Windes, indem er beständig von Norden oder Nordosten weht. Man kann daher leicht den Strom hinunter, aber aufwärts

nur mit Hülfe der Fluth und der Ruder kommen. Zum Glück für die Schiffleute hat die Fluth einen sehr reißenden Lauf, und steigt vierzig Meilen weit in das Land. Aber weiter oben müssen die Schiffe beständig gegen Wind und Strom gezogen werden, was den Mannschaften derselben eine sehr langwierige und anstrengende Arbeit verursacht, so daß auf weiten Reisen Viele erkranken und sterben.

Wir hatten indessen sehr verständige und dabei kräftige Leute. Mit jeder Stelle des Flusses bekannt, ruderten sie muthig und ohne zu ermüden. Ueberdieß waren sie lustig und stimmten häufig Gesänge an, deren Rhythmus mit dem Takt der Ruderschläge harmonirte.

Auf einer Wasserfahrt hängt die Stimmung des Reisenden sehr von der Beschaffenheit der Schiffer ab. Verrathen diese Aengstlichkeit, so wird auch der Reisende ängstlich, weßhalb die meisten ihn umgebenden Gegenstände seiner Aufmerksamkeit entgehen. Reis't man aber mit beherzten Leuten, wie unsere Neger waren, dann fühlt sich das Herz erhoben, und die Sinne sind für jeden äußern Eindruck empfänglich. Wir empfanden daher doppelt das Erquickende der kühlen Nachtluft, und betrachteten mit Wonnegefühl den heitern Himmel, wo die Sterne in ungewöhnlicher Größe und im hellsten Glanz erschienen. Gern hörten wir dem Brausen des Meeres zu, welches an der schmalen, das rechte Ufer bildenden Landenge wüthete, und das Gebrüll der wilden Thiere in den jenseitigen Wäldern tönte

angenehm in unsern Ohren. Auch das Rauschen des Stroms und des ihn durchschneidenden Fahrzeuges, das Geräusch der Ruder und der wilde, aber nicht unharmonische Gesang der Ruderer, so wie das Aufspringen der Fische gewährten uns nicht wenig Vergnügen. So blieben wir die ganze Nacht unter freiem Himmel, und kein Schlaf kam in unsere Augen.

Als der Morgen graute, lag uns eine kleine, dicht mit Wald bewachsene Insel zur Seite. An den Ufern derselben bemerkten wir einige ganz nackende Neger, welche mit Harpunen Fische fingen, und in den wenigen Minuten, die wir sie im Gesichte behielten, eine erstaunliche Beute machten; denn der Senegal ist ungemein fischreich, ob er schon viele Raubthiere, und unter andern auch Krokodille und Flußpferde enthält.

Gegen acht Uhr Morgens begann die Ebbe zu gehen, daher man die Barke dicht an's linke Ufer steuerte, um daselbst die Rückkehr der Fluth zu erwarten. Wir begaben uns dann sämmtlich an das Land.

18.

Allgemeine Bemerkungen über das, die französische Colonie umgebende, Reich Hoval und die übrigen jaloffischen Staaten.

Bevor ich in der Erzählung meiner Reise fortfahre, mögen einige Bemerkungen über das Land, welches ich jetzt zum ersten Male betrat, voran gehen.

Dieses Land ist das Reich Hoval, in der Landessprache Ualo, und gehört zu denjenigen Staaten, welche man unter dem gemeinschaftlichen Namen Senegambien begreift. Es liegt auf beiden Seiten des Senegal, so daß die französische Colonie davon eingeschlossen wird. Sein Gebiet beträgt von Norden nach Süden gegen 30, und vom Meere landeinwärts ungefähr 46 Meilen.

Der Fürst, welcher das Reich beherrscht, nennt sich Brak, ein Titel, der nichts Geringeres, als König aller Könige bedeutet. Seine Residenz heißt Ender (Endschi-Hasché), eine Stadt in den fruchtbaren Ebenen, die an den See Panier Fuli gränzen. Der Hofstaat dieses Regenten umfaßt 500 Personen; und man sagt, daß allein die Zahl der Weiber auf 200 sich belaufe. Der Brak übt eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen aus, indem er dieselben sammt ihren Grund-

stücken als sein Eigenthum betrachtet, sie zur unentgeltlichen Bestellung seiner Felder zwingt, und nach Belieben als Sklaven verkauft; überdieß läßt er auf Reisen sich und sein Gefolge überall frei halten. Dieser Vortheile ungeachtet sind seine Einkünfte sehr unbedeutend; die vorzüglichsten bestehen in den Abgaben, welche die fremden Kaufleute für die Freiheit des Handels entrichten müssen, was jedoch im Durchschnitt kaum 1000 Thaler jährlich beträgt.

Da der Fürst von der französischen Colonie beschützt wird, so steht er in großem Ansehen bei den benachbarten Völkern. Dennoch ist er mit ihnen oft in Streit verwickelt. In Kriegszeiten muß jeder männliche Unterthan vom dreizehnten bis zum sechzigsten Jahre die Waffen ergreifen. Die Gemeinde jedes Dorfes versammelt sich dann und zieht, mit einem Anführer an der Spitze, nach dem königlichen Lager. Die Waffen bestehen in einem Säbel, in Bogen und Pfeilen, bei Einigen in Schild und Lanze; doch fängt man an, sich auch der Feuergewehre zu bedienen. Die vorzüglichste Stärke der Kriegsmacht beruht auf der Reiterei, welche im Stande ist, auf galopirenden Pferden zu stehen, und dabei ihre Pfeile mit großer Sicherheit abzuschießen. Die Art, Krieg zu führen, ist die bei allen Negernationen gebräuchliche. So wenig der Regent in Friedenszeiten bedacht ist, feste Plätze anzulegen, eben so wenig nimmt sich die Armee Zeit, dieselben zu erobern, im Fall sie dergleichen findet. Vielmehr dringt

sie, um den Feind im freien Felde aufzusuchen, eiligst vor, wobei die am Wege gelegenen Flecken und Dörfer verheert und verbrannt werden. Eine einzige Schlacht entscheidet. Wenn die große königliche Trommel verloren geht, so ist dieß ein Zeichen der gänzlichen Niederlage. Der Besiegte flieht und sucht zu unterhandeln. Der Sieger verlangt bloß ruhige Rückkehr mit der gemachten Beute, die hauptsächlich in Sklaven besteht; daher dem Gemetzel, das außerdem furchtbar sein würde, bald Einhalt geschieht. Selten hat der Sieg Erweiterung des Gebietes zur Folge; höchstens zwingt man den Ueberwundenen, sich für einen Vasallen zu erklären und Tribut zu entrichten, was jedoch, da die Verträge nie erfüllt werden, von neuem Streit erregt, der auf gleiche Weise sich endigt. Die Truppen nehmen beim Ausrücken keine Lebensmittel mit; sie erhalten keinen Sold, und müssen die Kosten ihrer Ausrüstung selbst bestreiten. Die einzige Entschädigung, die sie erhalten, besteht in dem Antheil an der Beute; die Anführer genießen dabei gleiche Rechte mit dem Könige. Uebrigens läßt sich auf die Taktik und Tapferkeit der Armee leicht ein Schluß machen, wenn man erwägt, daß der Brak mehrmals von kaum zwei hundert Mann Franzosen besiegt, und zu beliebigen Friedensbedingungen genöthigt worden ist.

Die Bewohner Hoval's gehören zum jaloffischen Völkerstamm, und sind mit den übrigen Zweigen desselben in Rücksicht der Sprache und jeder andern Ei-

genschaft verwandt. Ihre Sprache ist sehr fließend, indem lange und kurze Wörter, so wie Vocale und Consonanten in einem glücklichen Verhältnisse stehen; aber sie ist weich und einförmig, weil ihr fast alle Doppellaute und die härtern Consonanten der Europäer gänzlich fehlen. Das Aeußere der Jaloffen ist sehr empfehlend, und erwirbt ihnen den Ruf, die schönsten Neger zu sein. Sie haben zwar eine platte, eingedrückte Nase, dennoch aber sehr einnehmende Gesichtszüge, so wie einen wohl geformten, kräftigen und fleischigen Körper von vorzüglicher, zuweilen riesenhafter Größe. Den fast allen Negern eigenen schlarfenden Gang, der von den einwärts gebogenen Knieen herrührt, findet man unter ihnen selten. Ihre Zähne gleichen dem weißesten Elfenbein, und die Haut hat eine schöne schwarze Farbe, worin jedoch die südlichern Jaloffen die Einwohner Hoval's übertreffen. Die Weiber der letztern pflegen, um ihre Reize zu erhöhen, die Haut mit dem Ruße des Kampesche-Holzes einzureiben, so daß sie schwärzer und glänzender als die der Männer ist.

In Hinsicht der Geisteskräfte zeichnen sich die Jaloffen wenig aus, und stehen hierin weit hinter ihren Nachbarn, den witzigen Mauren. Sie haben einen großen Hang zur Unthätigkeit und sorglosen Gemächlichkeit; dabei sind sie sehr leichtgläubig und dem gröbsten Aberglauben ergeben. Was die Eigenschaften des Herzens betrifft, so besitzen sie viel Gutmüthigkeit und kennen weder Falschheit noch Trug. Ihr Temperament ist leb-

haft und lustig. Nichts hat für sie mehr Reiz als Tanz, Gesang und Musik. Das andere Geschlecht lieben sie leidenschaftlich. Unmäßigkeit im Essen ist selten ihr Fehler; doch berauschen sie sich gern in geistigen Getränken, besonders in Palmwein. Kriegerisches Talent liegt wenig in ihrem Charakter; nichts als die Hoffnung Beute zu machen, und die Furcht, in Sklaverei zu gerathen, können im Gefecht ihren Muth erheben. Ergebenheit und Gehorsam gegen die Obern sind ihnen in einem hohen Grade eigen. Ueberhaupt scheint diese Menschenklasse zur Unterwürfigkeit geschaffen zu sein; sie liefert daher unter allen afrikanischen Nationen die beßten und treuesten Sklaven.

Die Jaloffen bekennen sich äußerlich, obschon viele im Stillen Fetischanbeter sind, zum muhamedanischen Glauben. Es befinden sich unter ihnen viele maurische Priester, welche sie Serins, die Franzosen aber Marabuts nennen. Diese Priester bilden eine Klasse, die man gewöhnlich für einen besondern maurischen Volkstamm hält. Die genaue Befolgung des muhamedanischen Gesetzes hat ihnen in ganz Afrika den Ruf der Heiligkeit erworben und dadurch einen Weg eröffnet, überall auf eine leichte Art ihre Habsucht befriedigen zu können. Da ihr Interesse fodert, das Volk in Unwissenheit zu erhalten, so hüten sie sich, dasselbe mit dem wahren Sinn ihrer Religion und den moralischen, im Koran enthaltenen Gesetzen bekannt zu machen. Ihre Lehre schränkt sich daher auf die äußern muhamedani-

schen Gebräuche ein. Mit dem Priesteramte, das ihnen bloß zum Gaukelspiele dient, verbinden sie die vorgebliche Kunst zu zaubern, die ihnen, wie sie sagen, vom Propheten ausschließlich verliehen ist. Sie verfertigen z. B. lederne Futterale, Säckchen und Brieftaschen, worein sie kleine, mit arabischen Schriftzeichen beschriebene Zettelchen legen. Diese Amulete verkaufen sie mit gauklerischen Geberden, begleitet von mystischen Ausdrücken. Der Käufer bezahlt sie in der Regel sehr theuer; denn er wähnt dadurch in den Besitz eines Kleinodes zu kommen, das ihn gegen den Biß wilder Thiere, gegen die Anfechtung böser Geister und gegen alle Unfälle schützt. Neben diesem einträglichen Gewerbe treiben die Marabuts auch Handel, den sie fast ganz an sich gerissen haben. Außerdem vertreten sie die Stelle der Aerzte, dienen in Rechtshändeln als Rathgeber, und fassen überhaupt die Summe alles menschlichen Wissens in sich.

Die Gerechtigkeit wird in den jaloffischen Staaten sehr schlecht verwaltet. Dieß findet besonders im Reiche Hoval Statt, weil hier, wo die Despotie auf dem höchsten Gipfel steht, geschriebene Gesetze gänzlich mangeln. Der Richter entscheidet bloß nach dem Herkommen, noch öfter nach Willkühr, weßhalb seine Aussprüche jederzeit denjenigen begünstigen, welcher ihm die größten Geschenke bringt. So geschieht es denn, daß die Unterthanen ihre Streitigkeiten häufig durch den Zweikampf entscheiden lassen, der, wie bekannt, in allen Ländern Afrika's gebräuchlich ist.

Die vorzüglichsten Gewerbzweige sind die Jagd, die Fischerei, die Viehzucht und der Ackerbau, welcher letztere jedoch sehr nachlässig betrieben wird. Man webt oder flicht vielmehr grobes baumwollenes Zeuch, und gerbt einige Sorten geringen Leders. Die dortigen Schmiede verarbeiten Eisen, Kupfer und Gold, wobei sie nichts als einen Hammer und Amboß gebrauchen. Man fertigt auch verschiedenes Flechtwerk, und diese Arbeit ist es, wobei die Jaloffen ihre meiste Geschicklichkeit zeigen. Uebrigens befindet sich die Cultur noch auf einer sehr niedrigen Stufe, von welcher sie sich schwerlich erheben wird, so lange das Land unter dem Druck seiner tyrannischen Oberherren und in den Fesseln der Marabuts schmachtet.

Die Jaloffen haben wenig Städte, sondern wohnen meistens in Flecken und Dörfern, die ziemlich nahe bei einander liegen. Ihre Wohnungen sind von Schilf und Reißholz zusammengesetzte und mit Stroh gedeckte Hütten. Der Hausrath ist äußerst einfach. Die auf Pfählen ruhenden Bettstellen bestehen aus unbearbeiteten Stangen, und die Betten aus Laub nebst darüber gebreiteten Strohmatten. Zum Kochen gebraucht man kupferne Kessel, so wie irdene Töpfe, die nicht gebrannt, sondern nur an der Sonne getrocknet sind. Das Eß- und Trinkgeschirr wird aus der Schale der Kokosnuß und des Flaschenkürbisses verfertigt.

Nur die Fürsten, Großen und Anführer tragen Kleider, wozu hauptsächlich der Turban und der Mantel

gehört. Die Männer des gemeinen Volks haben nur einen kleinen Schurz, und die Waffen, nebst den Amuleten, welche sie um den Hals hängen, machen ihren einzigen Zierrath aus. Das weibliche Geschlecht trägt ebenfalls bloß einen Schurz, doch schmückt es sich mit Straußfedern, Glasperlen und Bändern. Gold, gute Korallen und anderen Putz von Werth sieht man selten. Im Reiche Hoval, besonders in der Nähe der französischen Colonie, fängt man indessen an, das Bedürfniß der Kleidung zu fühlen; die Männer haben Beinkleider, so wie die Frauen Hemden und Röcke.

Jeder junge Mann verheirathet sich im funfzehnten Jahre. Die Ehen werden mit vielen Feierlichkeiten vollzogen. Da die Frauen weniger Gefahren unterworfen und folglich weit zahlreicher als die Männer sind, so fehlt es diesen nie an Gelegenheit, so viele Weiber zu bekommen, als sie ernähren können. Das erste Weib genießt große Vorrechte vor den übrigen, welche, wie Sklavinnen, abgesondert von jener leben und sie bedienen müssen. Dennoch herrscht unter ihnen keine Eifersucht, so wie auch die Ehemänner selten von dieser Leidenschaft geplagt werden. Dessen ungeachtet steht die Tugend der Weiber in keinem großen Rufe. Ein Beweis davon ist die sonderbare Einrichtung, daß nach dem Tode eines Mannes nicht die Kinder, sondern die Geschwister den Nachlaß erben; denn diese werden als die nächsten Blutsverwandten des Verstorbenen angesehen,

weil es, wie man behauptet, zweifelhaft ist, ob jene wirklich von ihm abstammen.

Für die Todten haben die Jaloffen große Achtung. Sie errichten über den Gräbern derselben Denkmäler, welche von Stroh oder von Holzwerk, zuweilen von Knochen künstlich zusammengesetzt und mit Bäumen umgeben sind. Diese Begräbnißplätze betrachtet man als Heiligthümer, und hält streng darauf, daß kein Fremdling sich denselben nähert.

Die natürliche Beschaffenheit des Reiches Hoval ist, wie ich schon oben erwähnt habe, sehr verschieden. Auf der linken Seite des Senegal hat das Land eine ungemeine Fruchtbarkeit, und besitzt einen Reichthum an Waldungen, an Getreide und andern nützlichen Gewächsen; doch gibt es, weil das Land überall flach und niedrig ist, viele Sümpfe, welche durch die jährlichen Ueberschwemmungen des Flusses entstehen. Die Besitzungen auf der rechten Seite, die bei weitem den kleinsten Theil ausmachen, haben sandigen Boden, und mithin im Ganzen die Natur einer Wüste; man findet aber, besonders in den obern Bezirken, viele einzelne Strecken, wo gute Gräsereien, verschiedene Baum- und Kornarten wachsen. Die hier wohnenden Neger werden von den Trarsas, einem benachbarten maurischen Volkstamme, sehr gedrückt, indem diese sich mit ihren Heerden oft auf den Weideplätzen lagern, und überdieß auf einen jährlichen Tribut Ansprüche machen; denn sie geben vor,

daß der Landstrich in ältern Zeiten zu ihrem Gebiete gehört habe.

Reiß, Mais und Hirse machen die vorzüglichsten Produkte aus, welche den Einwohnern zur Nahrung dienen; überdieß erzeugt das Land eine Menge anderer nahrhafter Gewächse, z. B. Maniok, Cassia, Bataten, Yamwurzeln, Kafferkorn, so wie Ananas, Wassermelonen, Pisangstauden u. a. m. Unter den Baumfrüchten sind Datteln, Kokosnüsse, Granaten und Tamarinden die gemeinsten. Honig ist in großem Ueberflusse vorhanden. Zu den Erzeugnissen, die sich für den Handel eignen, gehören hauptsächlich Baumwolle, Indigo, Pfeffer, Tabak, welchen letztern man aber weder gehörig zu bauen noch zum Verkauf vorzurichten versteht. Die Waldungen liefern verschiedene vortreffliche Hölzer, unter andern Kampesche- und Mahagoniholz. Ueberhaupt haben sie eine große Mannichfaltigkeit an Bäumen, worunter jedoch, mit Ausnahme des Affenbrodbaums und der Weinpalme, wenig fruchttragende sind. An Edelsteinen und Metallen hat man, etwas Goldsand ausgenommen, bis jetzt noch wenig gefunden, vielleicht bloß deßhalb, weil die Nachforschungen sich immer auf die Oberfläche der Erde beschränken.

Außer den Hausthieren, die in Europa einheimisch sind, trifft man auch viel Kameele und gezähmte Büffel. Die Ochsen werden sowohl zum Ziehen als zum Tragen der Lasten gebraucht. Die Pferde haben viel Aehnlichkeit mit den arabischen. Die Zahl der Haus-

thiere könnte noch sehr zum Vortheil der Einwohner vermehrt werden, wenn man die Elephanten zähmte; allein man tödtet sie nur, um die Zähne zu bekommen, daher sie schon fast gänzlich verschwinden. Das Reich der wilden Thiere begreift eine große Menge derjenigen Gattungen, welche der afrikanischen heißen Zone eigen sind. Zu den merkwürdigsten gehört der Löwe, der Tiger, das Zebra, die Giraffe, der fliegende Strauß oder afrikanische Trappe. Das Geschlecht der Affen ist ungemein zahlreich. Die Schildkröten erreichen eine ungewöhnliche Größe. Unter allen Thieren, die sich im Lande aufhalten, ist keins von den Einwohnern so gefürchtet, als die Hornschlange, welche sehr häufig gefunden wird.

19.

Ein Spaziergang in das Innere des Landes, auf welchem die den Negern eigene Tanzlust, ihre Gutmüthigkeit, die ungeheure Größe eines Baobabs und einiger Affenbrodbäume, so wie die Heilkunst eines maurischen Marabuts hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit erregen. Die Ronupalmen nebst ihren Früchten. Weitere Fahrt auf dem Senegal — ein Löwe verfolgt einen Tiger über den Fluß — unsere Schiffleute machen vergebens den Versuch, erstern zu erlegen — spaßhafte Auftritte mit den Affen — allgemeine Beschaffenheit der Ländereien in der Gegend des Eilandes Serinpalé.

Ich komme nun auf meine Reise zurück. Wir landeten, wie ich schon erzählt habe, um acht Uhr Morgens am linken Ufer des Senegal. Im Schatten unter einem großen Baobab, der sich dicht am Flusse befand, wurde das Frühstück eingenommen. Ich machte sodann mit dem Herrn Dupois und Ficher einen Spaziergang in den nahen dicken Wald, aus dem uns ein lustiger Gesang entgegen schallte. Nachdem wir einige Zeit im Dickicht herumgeirrt waren, fanden wir eine Anzahl Neger und Negerinnen, die singend und mit den sonderbarsten Geberden um einen hohlen Baum tanzten. Einer von der Gesellschaft stand in der Mitte und gab, mit einem Stock an den Stamm schlagend, den Takt an. Unsere Ankunft störte die Belustigung nicht. Sie dauerte noch eine Weile fort, bis ein klei-

ner Knabe herbei eilte, auf dessen Zuruf die Tänzer eiligst abbrachen, nach ihren Hocken gesammelter Waldfrüchte griffen und damit fortwanderten. Wir folgten dem Zuge; er verlor sich am Ende des Waldes in ein nahe gelegenes Dorf.

Gleich in der ersten Wohnung, die uns aufstieß, wollten wir einkehren, um unsern Durst zu löschen. Hier kam uns eine Menge Weiber und Kinder weinend entgegen. Die Ursache ihres Jammers blieb uns nicht lange verborgen; denn wir erblickten den Hausvater, einen bejahrten dickleibigen Mann, mit der fürchterlichsten Kolik behaftet. Man hatte zu dessen Hülfe nach einem Marabut geschickt. Dieser erschien auch bald nach unserem Eintritt, und begann, nach einigen religiösen Ceremonien, seine Heilkunst in Ausübung zu bringen. Nach einer kurzen Untersuchung des Kranken gab er ihm aus einem Fläschchen, das er aus der über den Schultern hängenden Ledertasche nahm, in reichlicher Fülle zu trinken. Hierauf zog er ein anderes Fläschchen hervor, das mit Oel von Kokosnüssen gefüllt schien. Mit diesem Oele fing er an den Unterleib des Kranken kräftig einzureiben oder, um bestimmter zu sprechen, gleichsam zu durchkneten, so daß derselbe vor Schmerzen laute Seufzer ausstieß, wodurch das Wehklagen der Familie noch vermehrt wurde. Da dieß meinen Gefährten zuwider war, so entfernten sie sich schnell, und ohne ihren Durst befriedigt zu haben, aus dem Hause; daher ich keine

Zeit behielt, das Ende der sonderbaren Heilart meinem Wunsche gemäß abzuwarten. Herr Ficher versicherte mir indessen, daß die Marabuts die meisten Krankheiten auf ähnliche Weise behandelten, und gewöhnlich mit glücklichem Erfolge; ja, daß sie oft Europäer in Fällen, wo die Kunst der französischen Aerzte sich fruchtlos bewies, wieder hergestellt haben.

Da die nächst gelegenen Hütten von ihren Bewohnern verlassen standen, so wendeten wir uns nach einer andern Seite des Dorfes, woher die Töne musikalischer Instrumente und die Stimmen jubelnder Menschen kamen. Unter einem Baobab, dessen ungeheurer Umfang mich in Erstaunen setzte, fanden wir die ganze Gemeine versammelt. Die jungen Leute tanzten in mehren Reihen um den Baum. Ihre Musik bestand in einer Trommel und in Pfeifen, die nur einige traurige Töne hervorbrachten; dessen ungeachtet wurden die Tänzer dadurch in eine so wilde Bewegung gesetzt, daß sie Wahnsinnigen ähnlich sahen. In einiger Entfernung hatten sich die ältern Leute auf dem Rasen gelagert. Mitten darunter saß das Oberhaupt der Gemeine, ein ehrwürdiger Greis, welchen ein weißer Turban, ein rother Mantel und wenigstens ein Dutzend Amulete vor den übrigen auszeichneten. Wir wurden von ihm mit vieler Freundlichkeit eingeladen, bei ihm Platz und Theil an den vorhandenen Erfrischungen zu nehmen, was wir auch ohne Anstand thaten. Man reichte uns freigebig Palmwein, der von besonderer Güte und da=

her für unsern durstigen Magen ein großes Labsal war. Es gab auch verschiedene andere Getränke. Unter andern kostete ich Cajou, ein Getränk, das von der ausgedrückten Frucht des Affenbrodbaums, mit einem Zusatze von Honig und Wasser, bereitet wird. Es ist kühlend und hat einen lieblichen Geschmack. Die Gesellschaft war sehr gesprächig, und da Einige etwas französisch verstanden, so unterhielten wir uns lange mit ihnen. Ich bemerkte in allen ihren Aeußerungen eine besondere Gutmüthigkeit, und konnte nicht umhin zu bedauern, daß keine größere Bildung des Geistes damit verbunden war. Wir blieben unter diesen gastfreien Menschen, bis gegen Mittag die Hitze drückend wurde. Beim Abschied ließ Herr Ficher, zur Entschädigung für das Genossene, einige Schnuren Glasperlen zurück, welche das Oberhaupt dankbar annahm und seinen Frauen unverzüglich um den Hals knüpfte.

Auf dem Rückwege nach dem Senegal kamen wir bei einer Gruppe Weinpalmen vorbei, auf welchen einige Negerknaben mit großer Geschicklichkeit herumkletterten, um sie anzuzapfen und den hervordringenden Saft einzuschlürfen. Einige Affenbrodbäume erregten unsere ganze Bewunderung. Die Stämme derselben hatten dreißig bis vierzig Fuß im Umfange, und es soll welche von sechzig und mehr Fuß geben. Sie waren fast alle so hohl, daß sie den Umsturz drohten; denn das Mark dieser Bäume ist sehr weich und geht, weil es keine Nässe verträgt, in Fäulniß über. — Unter den vielen

Vögeln, die durch ihr buntes und prächtiges Gefieder unsere Augen ergötzten, befand sich besonders der Whidavogel.

Bei der Ankunft am Ufer des Flusses erwartete uns das Mittagessen, welches in unserer Abwesenheit von der Mannschaft der Barke bereitet worden war. Es bestand meistens aus den Früchten der umherstehenden Bäume, hauptsächlich der Ronupalmen. Die Früchte dieser letztern, die unsere Neger mit großem Appetit und in Menge genossen, haben eine längliche Gestalt und ungefähr die Größe einer mittelmäßigen Melone. Das gelbliche Fleisch derselben ist, roh genossen, sehr zähe, wird aber, wenn man sie in heißer Asche röstet, mürbe und erhält einen quittenartigen Geschmack. Der Geruch ist sehr stark, jedoch angenehm. — Der Stamm der Ronupalme gleicht einer dicken hohen Säule, deren Spitze ein runder Blätterbüschel krönt. Die Blätter haben eine Länge von fünf bis sechs Fuß.

Gegen drei Uhr Nachmittags setzten wir die Reise weiter fort. Während der heutigen Fahrt wurde meine Aufmerksamkeit besonders auf die vielen kleinen Negerboote geleitet, die wetteifernd den Strom hinab segelten, um Lebensmittel nach St. Louis zu führen. Ihre Segel bestanden in Stroh- und Bastmatten. Um neun Uhr gingen unsere Schiffer bei einer kleinen Insel, die 10 Meilen von der französischen Colonie entfernt liegt, vor Anker. Da ich und meine Gefährten die

vorige Nacht wachend zugebracht und am Morgen einen weiten Spaziergang gemacht hatten, so war es kein Wunder, daß der Schlaf sich sehr zeitig einstellte.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und unsere Mannschaft hatte die Fahrt seit mehren Stunden wieder begonnen, als ein fürchterliches Gebrüll, das am Lande sich erhob, uns ermunterte. Erschrocken sprangen wir auf und erblickten am linken Ufer einen Tiger, der von einem muthigen Löwen verfolgt wurde. Beide stürzten sich hinter einander in das Wasser, um über den Fluß zu setzen. Die Schiffleute schickten sich sogleich an, Jagd darauf zu machen. Der Tiger, welcher von den beiden Thieren der beßte Schwimmer war, entging bald ihrer Verfolgung, indem er eine quer über den Fluß laufende Sandbank erreichte, darauf fortsprang, und schnell an das jenseitige Ufer gelangte. Der Löwe schwamm etwas schwerfällig, benahm sich aber so klug, daß man ihn, ungeachtet unzählige Kugeln auf ihn abgefeuert wurden, nicht verwunden konnte; denn er tauchte beständig unter und kam immer auf einer Stelle, wo ihn Niemand erwartete, wieder zum Vorschein, doch so, daß nichts als die Nase von ihm zu sehen war. Daher entkam auch dieser an das andere Ufer, wo er, der Spur des Tigers folgend, schnell aus unserm Gesichte verschwand.

Am heutigen Tage fuhren wir bei großen holzreichen Inseln vorbei. In dieser Gegend verengt sich plötzlich der Strom, und das Land erhält ein wildes,

furchtbares Ansehen, indem das rechte Ufer eine bloße Sandwüste, und das linke eine Kette undurchdringlicher Wälder bildet. Wir erblickten nun häufig wilde Thiere, besonders Affen, die hier in großer Menge sich aufhalten.

Als wir uns nach dem Sinken der Fluth wieder an das Land begeben hatten, ereignete sich ein komischer Vorfall. Der Matrose Louis, welcher, wie sich meine Leser aus dem Obigen erinnern, durch seine Geschicklichkeit, Katzen zu fangen, sich auszeichnete, war, als der Liebling des Herrn Dupois, zu seiner Bedienung auf der gegenwärtigen Reise mitgenommen worden. Die Jagdliebe dieses Menschen fand in den afrikanischen Wildnissen volle Befriedigung; er streifte, so oft wir landeten, beständig mit der Flinte herum, und hatte bereits eine Menge kleiner Vögel, so wie auch einen Falken geschossen. Jetzt, als wir uns zum Frühstück niedersetzten, hörten wir dicht hinter uns im Walde einen Schuß, und bald darauf ein fürchterliches Geschrei. Er hatte unter einige Affen gefeuert und ein Weibchen getödtet, worauf der ganze Haufe, Statt zu entfliehen, auf ihn losgesprungen war, um Rache zu nehmen. Man fand den armen Jäger im Gesichte zerkratzt und an den Armen und Beinen mit Bißwunden bedeckt. Die Affen waren so wüthend, daß sie nicht eher wichen, als bis unsere Neger dicht an sie kamen. Ein junges Thier, wahrscheinlich das Junge der getödteten Mutter, zeigte sich so erbittert, daß es auch jetzt den Jäger noch nicht fahren ließ, daher es lebendig gefangen und dem

Herrn Dupois geschenkt wurde, der dasselbe auf die Barke in Verwahrung bringen ließ. Es geberdete sich Anfangs sehr unbändig, nahm aber bald mehr Zahmheit an, nachdem man es einige Mal in das Wasser getaucht hatte, das beßte Mittel, Affen zu demüthigen. — Diejenigen, von welchen ich hier spreche, gehören zu der Gattung, die man Hundskopf nennt; sie sind am Senegal so bösartig, daß selbst die Weiber und Kinder der Neger sich vor ihnen fürchten.

Eine sehr spaßhafte Unterhaltung gewährten uns diese Geschöpfe, als wir am Mittag unsere Mahlzeit hielten. Durch den Geruch der Speisen herbeigelockt, versammelten sie sich in großen Schaaren auf den umherstehenden Bäumen, obschon es im Walde Ueberfluß an Nahrung gab; denn sie sind ungemein naschhaft und begierig, alles, was der Mensch genießt, zu kosten. Es dauerte nicht lange, als einer nach dem andern herunter stieg und, durch Wackeln mit dem Munde und durch andere Grimassen, seinen Appetit ausdrückte. Man warf ihnen dann und wann einen Bissen zu, um sie darum kämpfen zu sehen. Dasjenige, was ihnen nicht behagte, schleuderten sie auf den Geber zurück; und so widerfuhr unter andern dem Herrn Dupois die Ehre, den fauligen Theil einer Melone in das Gesicht zu erhalten. Nach und nach rückten sie näher, und zeigten eine große Dreistigkeit. Den ziemlich großen Hund des Herrn Ficher, welcher derselben eine Zeit lang Gränzen setzte, packten sie beim Schwanze,

und zerrten ihn, unter dem Austheilen derber Ohrfeigen, eine ziemliche Strecke fort, so daß er sich verkroch und nicht wieder an sie wagte. Wir sahen uns daher am Ende genöthigt, die zudringlichen Gäste durch das Abschießen einer Flinte zu verscheuchen; sie flohen erschrocken und mit einem kreischenden Geschrei nach dem Walde.

Ungefähr achtzehn Meilen oberhalb der französischen Niederlassung erhält das Land wieder ein freundliches Ansehen. Am linken Ufer lassen die Wälder hier und da weite Oeffnungen, durch welche schöne angebaute Landschaften und große volkreiche Dörfer blicken. Auch auf der rechten Seite des Flusses werden die Sandwüsten zuweilen von fruchtbaren Stellen und menschlichen Wohnsitzen unterbrochen. Als wir zwischen der Insel Serinpalé und der Landspitze, wo der Strom seine Richtung ostwärts nimmt, hindurch fuhren, wurden wir durch das am linken Ufer gelegene Dorf, ebenfalls Serinpalé genannt, sehr angenehm überrascht. Die geräumigen, Meierhöfen ähnlichen Wohnungen und die zahlreichen Viehheerden, ließen auf eine Betriebsamkeit schließen, wie man sie selten bei den Negern findet. In dieser günstigen Meinung wurden wir noch mehr bestärkt, als die Einwohner in ihren kleinen Kähnen geschäftig herbei eilten, um uns Fleisch von zahmen und wilden Thieren, Fische, Früchte und andere Lebensmittel in Menge zu verkaufen.

20.

Ankunft in der Bucht der Wüste — Unterhandlung mit dem maurischen Kaufmann, welcher uns erwartet hatte. Beschreibung der maurischen Volkstämme, mit welchen die Franzosen am Senegal Verkehr haben — ihre Unabhängigkeit — ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften — ihre übertriebene Liebe zu den Kindern — ihre Lebensart. Die Unterhandlung mit dem maurischen Kaufmann wird fruchtlos abgebrochen — man bereitet sich zur Rückfahrt nach St. Louis. Der Verfasser hat das Unglück, in die Gefangenschaft der Mauren zu gerathen — wird jedoch nach einigen Drangsalen durch einen gutmüthigen Neger wieder befreit, und wohlbehalten zu seinen Gefährten in St. Louis gebracht, worauf er, in Gesellschaft des Herrn Dupois, an Bord des Schiffes zurückkehrt. Vorfälle auf demselben während seiner Abwesenheit.

Am dritten Tage nach der Abfahrt von St. Louis erreichten wir den Ort unserer Bestimmung, die Bucht oder den Handelsplatz der Wüste. Das Land ist hier durchaus sandig und unfruchtbar. Gleichwohl hat der Handel viele Neger hierher gezogen, die nahe beim Ufer ein ziemlich großes Dorf angelegt haben. Es führt den Namen Ghiasuar. In einiger Entfernung davon erblickten wir ein sonderbar gestaltetes, mit einem Thürmchen versehenes Zelt. Dieß war das Ob=

dach des maurischen Kaufmannes, welcher die Veranlassung zur gegenwärtigen Reise gegeben hatte. Er kam mit seinem Gefolge bald zum Vorschein. Herr Ficher ging ihm, begleitet von einem Dolmetscher und sechs bewaffneten Negern, entgegen; ich und Dupois folgten nach. Die Unterhandlungen nahmen unverzüglich ihren Anfang.

Die Mauren, mit welchen die Franzosen am Senegal Verkehr haben, bewohnen die südwestlichen Gegenden der Sahara, deren sandiger Boden hier und da Gras und viele Gummibäume hervorbringt. Sie theilen sich in die drei Stämme: Trarsas, Oled (Uled-) el-Hadschi und Brachnas. Erstere sind die Gränznachbarn des Reiches Hoval; das Gebiet der Oled-el-Hadschi liegt am weitesten nordwärts, und das der letztern im Osten von beiden, so daß jeder Stamm im Besitz eines der drei oben erwähnten Gummiwälder ist. Diese Völker erkennen den Kaiser von Marocco als ihren Oberherrn an; aber die große Entfernung von seinem Reiche und die dazwischen liegenden Sandstrecken sichern ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Sie leben daher unter eigenen Gesetzen und Oberhäuptern, welche den Titel König führen. Der König der Trarsas soll ein Nachkömmling Alichandoras, eines ihrer berühmtesten Helden der Vorzeit sein.

Die Mauren sind in jeder Hinsicht von den Negern verschieden. Da sie von den Arabern abstammen, so gleichen sie ihnen in der Sprache, der Religion und

in vielen andern Stücken. Ihr Körper, ob er gleich mager und von mittler Gröſse ist, besitzt doch eine große Muskelkraft. Sie haben eine bräunliche Farbe, glattes schwarzes Haar, ein längliches Gesicht, feurige schwarze Augen und eine gebogene spitzige Nase. Ihr Geist ist lebhaft und thätig; es liegt ein hoher Grad von Freiheitgefühl und Herrschsucht, und überhaupt etwas Großes in ihrem Charakter. Sie blicken mit Stolz, der schon aus ihrer gebietenden Miene spricht, auf alle andere Nationen, und betrachten besonders die Neger als verächtliche Sklaven. Von kriegerischem Muthe beseelt, sind sie immer zu Anfällen auf die benachbarten Länder bereit, welche nur die überlegene Volksmenge vor der gänzlichen Unterjochung schützt. Ueberdem bekriegen die verschiedenen Stämme häufig einander selbst, wozu gewöhnlich die Weideplätze und Gummiwälder Veranlassung geben.

Das Temperament der Mauren zeichnet sich durch Ernst und durch eine ungemeine Heftigkeit aus; das geringste Versehen, das ein Sklave bei Vollziehung ihrer Befehle begeht, kann sie dergestalt aufbringen, daß sie ihn auf der Stelle tödten. Der Zweikampf ist unter ihnen eine sehr häufige Erscheinung. Sie besitzen einen durchdringenden Verstand, der sich nur durch die Gaukeleien ihrer Priester, der Marabuts, blenden läßt. Die meisten verstehen arabisch zu lesen und zu schreiben, auch können sie gut rechnen; Wissenschaften, welche sie ihren Kindern schon im zarten Alter beibrin-

gen. Weniger lobenswerth sind die moralischen Eigenschaften, indem sie ihre ausgezeichneten Fähigkeiten nur dazu anwenden, Freund und Feind zu überlisten und zu berauben. Die Gastfreiheit und andere Tugenden der Araber findet man selten unter ihnen. Doch sind sie in einzelnen Fällen auch edler Handlungen fähig. Merkwürdig ist die große Liebe zu ihren Kindern, welche aber nicht selten die schädliche Folge hat, daß dieselben zum Ungehorsam und zu Anmaßungen der älterlichen Gewalt verleitet werden. Besonders findet diese übertriebene Zärtlichkeit bei den Müttern Statt, die sich dem Willen der Kinder gänzlich unterwerfen; und hierin scheint der Keim jener stolzen, unbändigen, selbst- und herrschsüchtigen Gemüthsart zu liegen, die ihnen im hohen Grade eigen ist.

Die maurischen Völkerschaften haben keine festen Wohnsitze, sondern führen ein nomadisches Leben. Sie lagern sich in Haufen und bleiben so lange an einer Stelle, als ihre Heerden in der umliegenden Gegend Nahrung finden. Ein solches Lager heißt bei ihnen Aduar. Ihr vorzüglichstes Gewerbe ist die Viehzucht, worauf sie eine musterhafte Sorgfalt wenden; sie führen nicht nur, wie die Araber, Geschlechtsregister über die Pferde, sondern auch über die Ochsen und Kameele. Ihr nächstes Geschäft besteht, außer den kriegerischen Unternehmungen, hauptsächlich in der Jagd, besonders auf reißende Thiere. Nebenbei verfertigen sie Leder und verschiedene Metallarbeiten, was jedoch häufig

ihren Negersklaven überlassen wird, (weil ihnen Krieg und Jagd angenehmere Beschäftigungen sind. Was die Kleidung betrifft, so ist sie eben so wenig Bedürfniß für sie, als für die meisten Bewohner der heißen Zone Afrika's. Nur die Anführer und Großen tragen blaue oder rothe Mäntel, was aber mehr um sich auszuzeichnen, als den Körper zu bedecken, geschieht. Der übrigen Menge genügt ein Schurz, oder eine Art türkischer Hosen von baumwollenem Zeuche, wozu noch, wegen des brennenden Sandbodens, Sandalen kommen. In der Regenzeit bedient man sich gewisser, von Ziegenfellen verfertigter Mäntel, welche gegen die Nässe vortrefflich schützen; der Zuschnitt derselben gleicht dem einer Kapuzinerkutte. Im Essen und Trinken sind die Mauren ungemein mäßig. Ihre Kost beschränkt sich fast einzig auf Milch, die zuweilen mit Gummi vermischt wird. Fleisch genießen sie äußerst selten, und schlachten ihr zahmes Vieh nur in dem Falle, wenn es wegen Alter oder Krankheit umfallen will. Die Zahl ihrer übrigen Bedürfnisse ist sehr gering. Mit Ausnahme der Gewehre, des Pulvers und Bleies, verbrauchen sie wenig von den Waaren, die ihnen von den Europäern für das Gummi und die Sklaven gegeben werden. Dieß ist auch der Fall mit den Arbeiten, die sie selbst verfertigen. Vielmehr vertreiben sie alle diese Artikel im Innern des Landes, mittels der Marabuts, die ihre Handelsreisen über einen großen Theil des afrikanischen Continents ausdehnen. Den Gewinn,

der daraus erwächst, verwendet man hauptsächlich auf die Vermehrung der Heerden. Tabak, etwas Branntwein und Amulete sind vielleicht die einzigen überflüssigen Bedürfnisse.

Die Mauren, die ich hier kennen lernte, gehörten zu dem Stamme der Trarsas. Sie gingen fast nackend, waren mit Dolchen, Säbeln und Doppelflinten bewaffnet, und hatten die Miene furchtbarer Räuber. Nur der Kaufmann, ein Marabut, trug einen braunen, zusammen gegürteten Mantel, der ihm das Ansehen eines muhamedanischen Pilgers gab. List und Ränke sprachen aus allen seinen Blicken und Aeußerungen. Die Unterhandlung mit ihm, während welcher er häufig, Ziffern in den Sand zeichnend, rechnete, dauerte fast drei Stunden. Sie führte aber, weil er auf seinen übermäßigen Foderungen hartnäckig beharrte, zu keinem Resultat, daher sie von Herrn Ficher als unnütz abgebrochen wurde. Die sämmtlichen Mauren geriethen hierüber in heftigen Zorn, und überhäuften uns, als wir von ihnen schieden, mit den gröbsten Schmähungen. Sie schickten sich hierauf unverzüglich an, das Zelt abzunehmen, um weiter zu ziehen. Auch Herr Ficher befahl, die Barke augenblicklich zur Rückkehr in Stand zu setzen. Er begab sich hierauf mit mir und Dupois nach dem Dorfe Ghiasuar, um einige Erfrischungen für die Reise einzukaufen. Die gutmüthigen Einwohner überließen uns von ihren Vorräthen, welche sie auf der andern Seite des Flusses holen, alles, was

wir wünschten, worauf wir dem Ufer zueilten, um abzufahren.

Während der Unterhandlung mit den Mauren hatte Herr Dupois die Unvorsichtigkeit begangen, seine schöne, mit einem Glockenspiel versehene Taschenuhr hervorzuziehen und spielen zu lassen. Ob Eitelkeit oder Langweile die Ursache dieses Benehmens gewesen war, will ich nicht entscheiden; aber kurz, die Habsucht des räuberischen Gesindels war dadurch erregt worden, was sehr unangenehme Folgen nach sich zog. Als wir nämlich von Ghiasuar — denn man hatte die mit Lebensmitteln belasteten Neger vorausgeschickt — ganz allein nach der Barke zurückgingen, erschienen in einiger Entfernung die im Abzuge begriffenen Mauren. Einer derselben stieg von seinem Kameel ab und eilte zu uns herüber. Herr Ficher meinte, daß er vielleicht billigere Handelsvorschläge überbringe, weßhalb wir stehen blieben und ihn erwarteten. Als aber der Schurke näher kam, sprang er plötzlich auf Herrn Dupois los, warf ihm eine Hand voll Sand in die Augen und riß ihm die Uhr aus der Tasche, womit er landeinwärts flüchtete. Ficher und ich, zum Unglück oder vielleicht zum Glück mit keinem Schießgewehr versehen, setzten ihm mit gezogenen Säbeln nach. Als der jüngste und schnellfüßigste von beiden, kam ich bald voraus. Ich verfolgte den Fliehenden, ohne mich umzusehen, eine weite Strecke, und hatte ihn fast eingeholt, als er plötzlich mit einem höhnischen Gelächter sich umkehrte und ste-

hen blieb. Erst jetzt blickte ich um mich, aber leider zu spät! Ficher war weit im Rücken und der maurische Trupp im vollen Trabe dicht hinter mir. Zu weit von aller Hülfe entfernt, wurde ich in kurzem der Gefangene der Barbaren. — Sie zwangen mich, die Waffen abzugeben und ein Kameel zu besteigen, worauf sie in einer nördlichen Richtung schnell fortritten. Ich sah dann, wie meine Gefährten nebst den Einwohnern des Dorfes nacheilten, um mich zu befreien. Allein, die Flüchtigkeit der Kameele war so groß, daß ich nach einer Stunde nichts als eine kahle Sandfläche hinter mir erblickte. Jetzt, wo sich die Räuber in völliger Sicherheit glaubten, mußte ich alle meine Kleider ausziehen und, an ein Kameel gebunden, zu Fuße wandern. —

Beiläufig bemerke ich, daß die Klugheit, Folgsamkeit und Sanftmuth dieser Thiere meine ganze Bewunderung erregte. Ein einziger Pfeifenton war genug, dieselben zum Niederlegen oder Aufstehen zu bringen, oder ihren Gang, der in der Regel ein weites Traben ist, zu beschleunigen oder zu hemmen. Ihre Augen waren beständig auf das vorderste gerichtet, welches von dem Marabut, der den Zug anführte, geritten wurde; so wie dieses sich bewegte, eben so folgten auch die Bewegungen der übrigen nach. Dasjenige, dem ich beigesellt war, wendete große Vorsicht an, meine Füße nicht zu berühren. Oft drehte es seinen langen

Hals nach mir um und leckte mich, als ob es sein Mitleid bezeigen wollte.

Meine Fußsohlen wurden bald vom glühenden Sande wund, so wie der ganze Körper in kurzem die Folgen der brennenden Sonnenhitze und die Anstrengung, gleichen Schritt mit den Thieren zu halten, schmerzlich empfand. Man kann leicht denken, wie mir dabei zu Muthe war. — Da ich jedoch wußte, daß Furcht und Weichlichkeit bei rohen Völkern verächtlich machen und sie nur zu einer schlimmern Behandlung ihres Feindes veranlassen, so suchte ich die Schmerzen meines Körpers und meiner Seele unter dem Schein heroischen Gleichmuths zu verbergen. Vielleicht nur dieser erkünstelten Herzhaftigkeit hatte ich es zu danken, daß mir, als man am Abend Kameelmilch genoß, ein guter Theil davon gereicht wurde, welches vortreffliche Getränk meine Kräfte wunderbar stärkte.

Die Mauren machten hierauf noch eine Meile Weges, und es war erst in der zehnten Stunde, als sie auf einer gut bewässerten, mit etwas Gras bewachsenen Stelle, zur nächtlichen Rast sich lagerten. Nachdem die Thiere entlastet, mit Futter versehen und an Pfählen befestigt waren, wurde das Zelt aufgeschlagen, worin man auf ausgebreiteten Matten sich zur Ruhe begab; doch blieb ein Mann, um Wache zu halten, munter. Mir wurde zwar ein Platz im Zelte, aber weder Unterlage noch Decke angewiesen. Nackend, wie ich war, sank ich hin auf den bloßen Sand, und ein

betäubender Schlaf machte mich schnell meine geistigen und körperlichen Leiden vergessen.

Nachdem die Stunden des ersten Schlafes vorüber waren, erwachte ich plötzlich, indem diejenigen Theile meines Körpers, welche den heißen Sand berührten, vom Schweiße trieften, und die übrigen Kälte empfanden; denn die Wärme des Bodens in jenen Gegenden vermindert sich während der Nacht nur wenig, obschon die der Luft sehr bedeutend und unverhältnißmäßig abnimmt. Ich brachte daher den Rest der Nacht unruhig und schlaflos zu. Die kurze Ruhe hatte zwar meinen Körper erquickt, aber meine Seele wurde von den schrecklichsten Bildern der Zukunft geängstigt. Bald fürchtete ich in der Wüste vor Hunger, Durst und Ermattung umzukommen, bald gemißhandelt oder gar als Sklave verkauft zu werden. Mein einziger Trost war, daß die Räuber, wie es schien, ihren Weg nach Portendik nahmen, wo ich durch irgend einen Europäer befreit zu werden hoffte.

Sobald der Morgen graute, brachen sie wieder auf. Gegen sieben Uhr wurde unter einigen Gummibäumen Halt gemacht. Hier unterzogen sie sich des Geschäftes, die Kameele von Staub und Insekten zu reinigen, worauf sie die größte Sorgfalt und die Zeit einer vollen Stunde verwendeten. Ich konnte nicht umhin, die vorzügliche Geschäftigkeit dieser Menschen zu bewundern, so wie auch die gute Eigenschaft, bei der Arbeit wenig zu sprechen. Ueberhaupt bemerkte

ich, daß die Mauren mehr zum stillen Nachdenken als zur Gesprächigkeit geneigt, und hierin ganz das Gegentheil der Neger sind. Auf dem Marsche z. B. verging oft eine Stunde, ohne daß nur ein Wort gewechselt wurde, obschon das Spiel der Augen und Mienen eine regsame Thätigkeit des Geistes verrieth. Nach beendigter Säuberung der Thiere verrichteten sie einige religiöse Gebräuche, was überhaupt zu verschiedenen Tageszeiten, besonders beim Auf- und Untergang der Sonne, so wie vor jeder Mahlzeit geschah. Auch wurde nicht unterlassen, das wenige an den Bäumen befindliche Gummi zu sammeln; es dringt aus denselben hervor, wie das Harz aus unsern Kirsch- und Pflaumenbäumen. Nach allen diesen Geschäften folgte ein kurzes, aus Milch bestehendes Frühstück, worauf der Zug ungesäumt weiter ging.

Wir hatten bereits eine geraume Strecke zurückgelegt, als einer der Mauren plötzlich vom Kameele sprang und in einiger Entfernung ein ziemlich tiefes Loch grub, worin sich bald eine Menge vortrefflichen Wassers sammelte, das Menschen und Thiere erquickte. Die Entdeckung dieser Quelle setzte mich in Erstaunen, da ich die Mittel, die dazu geführt hatten, nicht begreifen konnte. Denn oben auf dem weißen Sandboden war nicht die mindeste Spur von vorhandenen Flüssigkeiten wahrzunehmen. Auch genaue Bekanntschaft mit der Gegend konnte nicht die Ursache sein, weil die weite, kahle und ebene Fläche durchaus keine

Merkmale darbot. Eben so wenig schienen die Kameele, welche durch Instinkt oft leichter als die Menschen Quellen finden, einige Anzeige gegeben zu haben; denn sie standen unbeweglich, bis man sie zum Trinken führte, bäumten sich aber vor Freuden in die Höhe, als sie das Wasser erblickten. Ich glaube daher, nur Bewohner der Wüste, die im Auffinden der Quellen eine bewundernswerthe Geschicklichkeit besitzen, konnten die undeutlichen Merkmale einer hier befindlichen erkennen.

Uebrigens verstrich der heutige Tag wie der gestrige, nur daß ich von den Mauren gelinder behandelt, mit einem Paar Sandalen versehen und nicht an die Kameele gebunden wurde, auch einige Wörter verstehen lernte. Die Nacht aber, welche wir ungefähr acht Meilen nordwärts vom Senegal zubrachten, übertraf die vorige an Ungemach, Schlaflosigkeit und Sorgen. Doch das Ende meiner Leiden war nahe, und ich eile über diese unangenehmen Erinnerungen hinweg, um zu einer angenehmern zu kommen.

Nachdem man am Morgen von neuem den Weg angetreten hatte, erhob sich im Osten eine Staubwolke, die schnell näher rückte und ein dumpfes Gemurmel menschlicher Stimmen hören ließ. Es war eine starke Negercaravane, die aus einigen fruchtbaren Gegenden des obern Landes kam, und nach der französischen Niederlassung reis'te. Bei ihrer Ankunft machten die Mau-

ren Halt, und drängten sich, mit mir in der Mitte, in einen Haufen zusammen. Der Anführer der Caravane, ein wohlhabender Freineger aus St. Louis, der mich als einen Europäer erkannt und mein Schicksal errathen hatte, sprengte heran und unterhandelte, nach einigen liebevollen an mich gerichteten Fragen, über meine Freilassung. Der habsüchtige Marabut ließ sich schwer dazu bewegen; doch wurde sie endlich mit einem Bällchen schöner Felle erkauft. Ich erhielt sodann meine Kleider zurück; aber die Uhr, die Veranlassung meines Unglücks, blieb unter dem Vorwande, sie verloren zu haben, in den Händen der Räuber.

Die freudigen Gefühle, welche mich beim Scheiden von dieser wilden Horde beseelten, werden die Leser sich leicht vorstellen können. Der muntere Scherz und die lustigen Gesänge der Neger, so wie der Anblick der vielen beladenen Pferde, Kameele und Rinder erhöhten sie noch mehr. Mein Befreier gab mir ein gutes Pferd, und die Reise ging, unter herzlichen Gesprächen zwischen uns beiden, schnell nach St. Louis fort. Ich wunderte mich Anfangs über die Einwilligung des maurischen Marabuts in meine Freilassung, und hielt sie sogar für Großmuth. Allein ich erfuhr nun, daß der König der Trarsas, der im Rufe eines rechtlichen Mannes stand, zu Folge eines Vertrags mit der Colonie auf St. Louis, verbunden war, alle in das Land entführte Franzosen oder sonstige, unter ihrem Schutze stehende Europäer unentgeltlich auszuliefern.

Wir erreichten gegen neun Uhr ein kleines Gebüsch, wo die Caravane sich lagerte; denn sie war gewohnt, nur die Nacht hindurch bis zur genannten Stunde zu reisen. Der gutmüthige Anführer pflegte mich nun mit einer Theilnahme, welche an die Wohlthätigkeit des barmherzigen Samariters erinnerte; besonders ließ er sich es angelegen sein, meine schmerzenden Füße durch Salben und Verbinden herzustellen. Dieser brave Neger verdient eine nähere Beschreibung. Er hieß François Osée, und war ein Christ, aber mehr im Herzen als nach dem angenommenen Aeußern; denn die Klugheit gebot ihm, unter Muhamedanern die Gebräuche derselben mitzumachen. Seine Herzensgüte und rastlose Thätigkeit hatten ihm einen gewissen Ruf im Lande erworben, so daß er von den Mauren sowohl als den Negern geschätzt wurde, und überall mit der größten Sicherheit reis'te. Zugleich will ich hier erwähnen, daß der ehrliche Mann für meine Auslösung, so wie für seine Pflege und Mühe, nicht mehr als 120 Franken verlangte, ob ich schon gern 300 gegeben hätte.

In der Gegend, wo wir uns lagerten, fand sich eine ungeheuere Schildkröte, die man nicht ohne Mühe tödtete. Sie wurde auf Kohlen geröstet und dann mit noch andern Speisen genossen. Ungeachtet das Fleisch der Schildkröten mir niemals behagt hat, so war es doch heute meinem hungrigen Magen ein willkommenes Gericht. Doch wandelte mich nach der Mahlzeit ein

heftiger Ekel an, woran nicht sowohl die genossenen Speisen, als vielmehr der Umstand Schuld war, daß die Neger sich am ganzen Körper mit Fett einzureiben begannen. Dieß war für mich zwar keine neue Erscheinung, da nicht nur alle Neger, sondern überhaupt alle südliche Völker, zur Verminderung der zu starken Ausdünstung sich zu salben pflegen, daher sie fast immer einen widrigen Geruch haben; allein, man bediente sich hier sehr alten, auf der Reise verdorbenen Fettes, das einen unausstehlichen Gestank verbreitete.

Um fünf Uhr Nachmittags wurde die Reise von neuem begonnen, und die ganze Nacht hindurch fortgesetzt. Gegen Morgen kamen wir in eine angebaute fruchtbare Gegend, und erblickten um zehn Uhr die Ufer des Senegal, so wie ein kleines Dorf, das der Insel Serinpalé gegenüber liegt. Hier schiffte man, während die gemietheten Treiber mit den Lastthieren in ihre Heimath zurückkehrten, die Handelsartikel in Kähne ein, worauf ich und Osée, nebst seinem Gefolge, zu Wasser nach St. Louis fuhren.

Wir erreichten den Hafen nach einer glücklichen 24stündigen Fahrt. Meine unvermuthete Erscheinung im Hause des Herrn Ficher erregte abwechselnd Erstaunen und Freude. Ficher und Dupois empfingen mich mit der innigsten Theilnahme, die man einem für verloren gehaltenen Freunde nur bezeigen kann. Wie ich nun erfuhr, waren beide zwei Tage lang in der Bucht der Wüste bemüht gewesen, mich aufzusuchen und aus

den Händen der Mauren zu befreien. Nach ihrer Ankunft in St. Louis hatten sie sich ungesäumt an den Gouverneur gewendet, und ihn ersucht, zu meiner baldigen Auslieferung Anstalt zu treffen. Auch darf ich nicht verschweigen, daß alle durch mein Unglück veranlaßte Kosten vom Herrn Dupois bezahlt und mir nie in Rechnung gebracht wurden.

Am nächsten Morgen kehrte ich mit Herrn Dupois, nach einem rührenden Abschiede von der gütigen, mir ewig unvergeßlichen Familie Ficher, an den Bord des Oiseau zurück. Wir fanden ihn segelfertig und in gutem Stande. Unter der Mannschaft war während unserer Abwesenheit eine kleine Veränderung vorgegangen. Zwei Matrosen und der Koch hatten die Flucht genommen, um, wie die Rede ging, ihr Glück im Lande zu machen, daher man die erledigten Stellen mit Eingebornen besetzt hatte. Der neue Koch war der schönste Neger, den ich je gesehen zu haben glaube. Er besaß alle diejenigen körperlichen Eigenschaften, welche dieser Menschenklasse zur Zierde gereichen, vorzüglich aber eine so blühende Gesundheit, daß auf seinen Wangen ein helles Roth durch die glänzende, schwarze Haut schimmerte.

21.

Fortsetzung der Reise nach Isle de France — Beschäftigung der Schiffsmannschaft — Zeitvertreib derselben. Wir erreichen das Vorgebirge der guten Hoffnung. Merkwürdige Erscheinung von Wasserhosen. Nächtliches Schauspiel eines vulkanischen Ausbruchs auf der Insel Bourbon — Ansicht dieses Eilandes.

Bald nach unserer Einschiffung wurde die Reise nach Isle de France angetreten. Dieß fand am 20. Februar Statt. — Die Entfernung vom Senegal erfolgte in einem sehr glücklichen Zeitpunkte; denn seit einigen Tagen hatte ein englisches Geschwader auf der Höhe gekreuzt. Es war heute zwar verschwunden, ist aber kurz darauf zum zweiten Male erschienen, und hat die französische Colonie drei Monate lang von aller Gemeinschaft mit dem Meere abgeschnitten.

Wir fuhren am folgenden Tage längs dem grünen Vorgebirge, der Mündung des Gambiastroms und den angränzenden Landschaften hin. Zwischen hier und dem Vorgebirge der guten Hoffnung kam uns kein Land zu Gesicht. Diese weite Strecke wurde äußerst glücklich zurückgelegt. Die Ostwinde wehten so gleichförmig, daß die Segel vierzehn Tage lang unverrückt stehen blieben. Von der Sonnenhitze empfanden wir wenig Ungemach, indem sie selten 28 Gr. Réaum. überstieg. Ein einziger Tag, wo eine tiefe Windstille herrschte,

zeichnete sich durch unerträgliche Hitze aus. Obschon das Schiff beständig mit Wasser begossen wurde, so floß doch das Pech häufig aus den Fugen; am Abend zeigte das unbewegte Meer eine grünlich fettige Oberfläche, von welcher übelriechende Dünste in die Höhe stiegen. Die Gesundheit der Mannschaft blieb unversehrt. Nur einige liefen Gefahr, durch nächtliches Schlafen unter freiem Himmel, das in jenen Climaten wegen des kühlen Thaues sehr schädlich ist, sich Krankheiten zuzuziehen; allein dieser Unvorsichtigkeit wurde in Zeiten gesteuert. Ueberhaupt begegnete Niemanden von der Mannschaft etwas Widriges, den Koch ausgenommen, der das Unglück hatte, sich das Gesicht mit siedendem Wasser zu verbrennen. Dieser Unfall gab am Ende unsern leichtfertigen Franzosen manchen Stoff zum Lachen, weil das Gesicht des armen Negers beim Abheilen eine weiße Farbe bekam, die nur allmählich wieder in die vorige überging. Denn nur die obere Hautdecke der Neger ist schwarz; daher ihre Fußsohlen, Handflächen, Fingerspitzen und alle Theile die dem Reiben ausgesetzt sind, weißlich aussehen. Eben daher kommt es auch, daß die neugebornen Negerkinder Anfangs dieselbe Farbe haben, welche erst dann in die der Aeltern sich verwandelt, wenn die Haut durch Berührung mit der Luft ihre Vollkommenheit erlangt.

Da es auf der Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung wenig Arbeit gab, so mußte man auf Mittel denken, die Mannschaft in Thätigkeit zu erhal-

ten. Daher übte man die jungen Leute fleißig im richtigen Gebrauche der Kanonen. Dieß Geschäft führte jedoch häufig zu Mißhelligkeiten, indem die alten Seemänner in dem Verfahren des Konstablers, der die Anweisung gab, manche Fehler entdeckten. Denn dieser hatte als Feuerwerker bei der Artillerie gedient und seine Kunst noch nie auf dem Meere versucht. Es ist aber bekannt, daß das Geschütz auf den Schiffen eine ganz andere Behandlung als auf dem Lande verlangt, weil dort das Richten desselben eine genaue Kenntniß von den Bewegungen der Wellen voraussetzt, welche nur durch eine lange Erfahrung erworben wird. Man stellte auch häufig Uebungen im Schießen mit dem kleinen Gewehr an, zu welchem Ende Scheiben auf den Mastspitzen befestigt wurden. Dadurch bildete sich nach und nach ein Corps von Scharfschützen, deren Geschicklichkeit im Fall der Noth gute Dienste versprach.

An Zeitvertreib und Belustigungen war kein Mangel. Man tanzte, focht, voltigirte und unterhielt sich mit Spielen mancherlei Art. In den Abendstunden glich das Verdeck einer öffentlichen Promenade. Zuweilen wurden auch kleine Lustspiele aufgeführt, und zwar mit einer Kunst, die sich von Seeleuten nicht erwarten, und nur durch das vorzügliche theatralische Talent der Franzosen erklären läßt. Ueberdieß machte uns der Affe, den wir am Senegal bekommen hatten, vielen Spaß. Er war voll schelmischer Ränke, dabei aber nicht bösartig, und erwarb sich die Liebe der ganzen

Mannschaft. Merkwürdig ist es, daß dieses Thier mit dem Mörder seiner Mutter und Urheber seiner Gefangenschaft, nämlich dem Matrosen Louis, sich nie versöhnte. Es gerieth, so oft es ihn erblickte, in heftigen Zorn, besonders aber dann, wenn er eine Flinte in die Hände nahm. — Der Tag, an welchem wir die Linie überschritten, gewährte unter allen die meiste Unterhaltung, weil die lächerlichen Feierlichkeiten der Meertaufe und einer Menge darauf folgender Vergnügungen an demselben Statt fanden. Eine sehr angenehme Beschäftigung war für mich der Fischfang, welcher hauptsächlich in den Gegenden um das Vorgebirge der guten Hoffnung beträchtliche Ausbeute gab; denn hier wimmelte das Meer von unzähligen kleinen Fischen, die der Europäer, welcher die Naturgeschichte des Meeres nicht zu seinem Hauptstudium macht, kaum dem Namen nach kennt.

Ob man schon auf solchen Reisen, wie die unsrige, durch die von den Passatwinden veranlaßten Ströme, welche ihre Richtung nach den brasilischen Küsten nehmen, in der Berechnung der Längengrade oft sehr getäuscht wird, so hatte doch die Geschicklichkeit des dänischen Steuermannes allen Irrungen dergestalt vorgebeugt, daß wir, am 4. April, fast um dieselbe Stunde, worauf sein Tagebuch verwies, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu Gesicht bekamen. Die englische Flagge, welche damals auf dieser berühmten Landspitze wehte, machte, daß wir uns derselben nicht nähern durften; daher wir sie in einer Entfernung von zehn Meilen

umschifften, und nur wie eine am Horizont aufsteigende Gewitterwolke erblickten. Dessen ungeachtet begrüßten uns große Schaaren vom Lande kommender Vögel, die auf den Mastspitzen sich niederließen und erst am Abend dahin zurückflogen. Unter den vielen, über den Wellen schwebenden Wasservögeln befand sich auch der König derselben, der Albatros, von den Franzosen mouton du Cap genannt. Auf der Oberfläche des Meeres erschienen, außer andern großen Thieren, auch Wallfische.

Von den heftigen Stürmen, welche den Seefahrer in der Gegend des Caps gewöhnlich erwarten, blieben wir verschont. Zwanzig Meilen östlich vom Cap zeigte sich eine merkwürdige Naturerscheinung, die uns eben so sehr in Erstaunen als in Schrecken setzte. Es waren so genannte Wasserhosen. Des Morgens um neun Uhr, wo bei gelindem Winde der Himmel trübe war, vernahmen wir plötzlich ein zischendes Geräusch und sahen zugleich, wie das Meer auf fünf verschiedenen Stellen, etwa eine Viertelmeile von uns, in eine kochende Bewegung gerieth. Es entstanden an diesen Stellen starke Nebel, die sich Anfangs wie der Qualm eines angezündeten Strohhaufens erhoben, bald aber, zu Säulen verdickt, mit dem Geräusch aufsteigender Raketen nach den Wolken empor wirbelten und mit denselben verbanden. So wie diese vom Winde weiter getrieben wurden, bewegten sich auch die Wassersäulen mit ihnen fort, und fuhren daher mit großer Schnelligkeit und brausendem Getöse bei unserem Schiffe vor-

bei. Eine derselben kam ihm bis auf zehn Schritte nahe; sie ergriff eine ungeheure auf dem Wasser schwimmende Schildkröte, und führte dieselbe in die Lüfte. Obgleich man bei ihrer Annäherung schnell die Segel niederließ, so glaube ich doch, daß unser Schiff, im Fall sie auf dasselbe gestoßen wären, eine beträchtliche Zerstörung erlitten hätte, weil diese sich im Wirbel drehenden Wasserkegel alles, was ihnen in den Weg kommt, mit sich in die Höhe reißen und gewaltsam zertrümmern. Nach ungefähr zehn Minuten trennten sich die Wassersäulen von der Oberfläche des Meeres, und zogen sich oben in Wolken zusammen, welche durch die starke Anfüllung mit wässerigen Theilen eine ganz schwarze Farbe bekamen. — Um die Wasserhosen kurz zu beschreiben, kann man sagen: Es sind hohle, in Bewegung gesetzte Gewölke, deren zugespitzter Untertheil auf dem Meere ruht, durch welchen sie sich mit Wasser füllen, so wie eine Röhre thun würde, woraus die Luft gepumpt worden ist.

Ungeachtet die Gegenden jenseit des Caps in der Jahreszeit, in welcher wir sie beschifften, heftigen Stürmen und Gewittern ausgesetzt sind, so ging dennoch unsere Fahrt durch den Canal von Mozambik bis Isle de France ohne Gefahr von Statten. Am 22. April wurde der Wendekreis des Steinbocks zum zweiten Mal durchschnitten. In der folgenden Nacht erblickten wir nordostwärts ein helles Feuer, das wie eine Säule gen Himmel stieg. Man erkannte das Schauspiel für den

Ausbruch des berühmten Vulkans auf der Insel Bourbon, die bei Tagesanbruch dicht vor uns lag. Dieses Eiland, damals Buonaparte genannt, hat das Ansehen eines großen runden Berges, der am Fuße mit üppigen Gewächsen prangt, auf dem Gipfel aber wüst und öde, und mit Rauch umhüllt ist.

22.

Ankunft bei Isle de France — die äußere Gestalt dieser Insel und die Beschaffenheit ihrer Küsten. Man landet glücklich in Port Louis — Beschreibung des Hafens. Bemerkungen über das Eiland in geschichtlicher und naturgeschichtlicher Hinsicht. Schilderung der Stadt Port Louis — deren Umgebungen — Einwohner — Handel.

Ostwärts von der Insel Bourbon erschien eine kleinere, die ebenfalls durch hohe Berge sich auszeichnet; dieß war die Insel France. Wir erreichten dieselbe am 24. April. Sie ist mit einer Bank von Steinpflanzen umgeben, die nur an denjenigen Stellen Oeffnungen hat, wo die Flüsse in das Meer sich ergießen. Es kostete daher Mühe, eine Einfahrt zu finden; doch die Ankunft eines Lootsen zog uns aus aller Verlegenheit, und bald lag unser Oiseau wohlbehalten in Port Louis vor Anker.

Dieser Hafen, damals Napoleon genannt, der am Eingang eine Tiefe von mehr als hundert Klaftern hat, kann über funfzig große Seeschiffe fassen, gewährt aber keinen vollkommnen Schutz gegen die oft fürchter-

lichen Stürme; er liegt an der nordwestlichen Seite der Insel. Im Süden derselben befindet sich noch ein anderer, den aber das von den Bergen herabgerollte Erdreich seicht und für größere Fahrzeuge unzugänglich gemacht hat.

Isle de France wurde im Jahr 1500 von den Portugiesen entdeckt, welche sie d'Acerno (Schwaneninsel) nannten, ohne jedoch eine Colonie darauf zu gründen. Die Holländer fanden diese Insel im Jahr 1598, nahmen sie in Besitz und nannten sie Mauritius (Moritz), nach ihrem Statthalter. Sie errichteten aber erst 1640 eine Niederlassung, die sie 1708 wieder aufgaben. Im Jahr 1715 wurde sie von den Franzosen besetzt, und zu einer dauerhaften Colonie gemacht. Bekanntlich ist sie zu Ende des Jahres 1810 den Engländern durch Capitulation übergeben, und beim Friedenschluß 1814 völlig abgetreten worden; seitdem führt sie wieder den Namen Mauritius.

Die Länge des Eilandes von Norden nach Süden beträgt ungefähr 14 französische Meilen, die größte Breite 10 und der Umkreis 45. Im südlichen Theil erblickt man eine Reihe Berge, von welchen der höchste 424 Klaftern über der Meeresfläche empor ragt. Es befindet sich ein mehr als 100 Klaftern tiefer See darauf, welchen man für einen ausgebrannten Krater hält. Der nordwestliche Theil ist viel flacher und ebener. Die Insel wird von vielen kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten, die sich auf allen Seiten in das

Meer ergießen; die meisten trocknen jedoch in den Sommermonaten völlig aus. Auch gibt es besonders in den gebirgigen Gegenden viele stehende Gewässer.

Der Boden besitzt große Fruchtbarkeit, obschon er hierin von der Insel Bourbon übertroffen wird. Zu jener Zeit, wo Isle de France von den Portugiesen entdeckt wurde, war der Erdboden bis auf die höchsten Berggipfel mit Holz bewachsen. Dieses brannten die Colonisten Anfangs ab, wenn es ihnen darum zu thun war, einen Strich Landes urbar zu machen. Die ursprünglichen Producte haben sich daher sehr vermindert. Dessen ungeachtet sind noch beträchtliche Waldungen vorhanden, die vorzüglich Kampher- und Ebenholz, so wie verschiedene Arten Palmbäume enthalten. Die Menge seltener Pflanzen bietet ein weites Feld zu Beobachtungen dar; es war mir aber nicht möglich, bei diesem Gegenstande zu verweilen, weil ich den Erdboden in dem Zustande fand, worein die ausdörrende Sommerhitze ihn versetzt hatte. — Eins der merkwürdigsten Gewächse ist der wilde stachliche Spargel, welcher nicht selten eine Höhe von zehn und mehr Fuß erreicht.

Ueberdieß findet man auf Isle de France fast alle tropische Fruchtbäume, wovon diejenigen, welche Kokosnüsse, Datteln und Brodfrüchte hervorbringen, die gemeinsten sind. Die europäischen, von den Colonisten angepflanzten Obstarten gedeihen wenig, am beßten die Pfirschen und Kastanien. Den Roggen ausgenommen, werden alle europäische Getreidearten erbaut; außer-

dem hat man auch viel Mais und andere afrikanische Kornarten. Europäische Hülsen-, Erd- und Gartenfrüchte kommen nicht gut fort, desto besser die tropischen. Die Erzeugnisse, welche sich zum Handel eignen, sind mannichfaltig, z. B. Tabak, Kaffee, Indigo, Baumwolle, viel Zucker, die meisten indischen Gewürze und mehre andere Artikel. — Es ist Eisen, etwas Kupfer und vielleicht noch manches andere Metall vorhanden, welchem jedoch die Kunst des Bergbaues noch nicht nachgeforschet hat. Korallen und Conchylien findet man an den Küsten in Menge.

In den Wäldern finden sich noch fast alle Arten von Wildpret und wildem Geflügel, die wir in Europa haben, besonders Hasen und wilde Schweine, Perlhühner und Rebhühner. Affen und Kaninchen halten sich fast überall, selbst in der Nähe der menschlichen Wohnungen auf; auch gibt es eine Riesengattung von Schildkröten. Heuschrecken, Ratten und Mäuse, welche letztere sich ungeheuer vermehrt haben, sind eine wahre Plage des Landes. Unter den Vögeln zeichnen sich der Flamingo und einige schöne Arten Papageien aus. Die Teiche, Bäche und das Meer geben reiche Ausbeute an Fischen. Das zahme Vieh, sowohl europäisches als afrikanisches, gedeiht vortrefflich; nur die Pferde erreichen keine vorzügliche Größe, doch fehlt es ihnen nicht an Muth und Stärke.

Das Klima ist gesund, und hat viel Aehnlichkeit mit dem der kanarischen Inseln. Während der Som-

mermonate wird die Hitze durch die erfrischenden Seewinde sehr gemildert. In der andern Jahreszeit fallen zwar heftige Regengüsse, wechseln aber oft mit schönem heitern Wetter ab; doch ist Isle de France mehr, als irgend ein Land in der Nachbarschaft, den fürchterlichsten Gewittern, Stürmen und Orkanen unterworfen. Ich sah während meines Aufenthaltes daselbst einen solchen Sturm, welcher zwei Tage dauerte. Einige Schiffe im Hafen wurden auf den Strand geworfen, andere scheiterten an den Klippen, und die übrigen hatten Mühe, sich mit Hülfe aller Anker fest zu halten. Am Lande herrschte die größte Verwirrung. Viele Häuser wurden von ihrer Stelle verrückt, einige umgestürzt, und die Landstraßen mit ausgerissenen Bäumen so versperrt, daß drei Tage nachher noch kein Wagen oder Lastthier auf denselben fortkommen konnte. Dieses klimatische Uebel scheint in dem Maße sich zu verschlimmern, als die Cultur des Bodens Fortschritte macht. Die ersten französischen Colonisten, welche Madagaskar verließen und sich in Isle de France wegen des angenehmen und gesunden Klima's ansiedelten, empfanden Anfangs wenig Ungemach von den Stürmen, und wurden im Sommer häufig durch kühlen Regen erquickt. Als sie aber anfingen, ganze Strecken Landes von ihrer waldigen Decke zu entblößen, gewannen die Luftströme einen freiern Spielraum, so wie der Erdboden einen großen Theil seiner Kraft, den Regen an sich zu ziehen, verlor. Auch auf die Gesundheit der Menschen

hat dieses Ausrotten der Wälder Einfluß gehabt. Jene ersten Bewohner kannten keine oder wenig Krankheiten; jetzt bleiben sie nicht mehr davon befreit.

Der Hauptort der Colonie ist die kleine Stadt, die im Hintergrunde des Hafens Louis liegt, und mit diesem einen gemeinschaftlichen Namen (Port Louis) führt. Die Straßen derselben sind gerade und breit, die Häuser durchgängig von Holz und nur ein Stockwerk hoch, daher sie von den Stürmen zwar umgeworfen, aber nicht leicht zertrümmert werden. Jedes Haus steht einzeln und ist mit Stacketen umgeben. Dabei hat es gewöhnlich die sonderbare Einrichtung, daß man es auf Walzen von einer Stelle zur andern schaffen kann. Dieser Umstand würde Gelegenheit geben, die Stadt beständig zu verändern, wenn nicht von der Natur ihre Gränze durch die benachbarten Berge, und auch von der Regierung die Gestalt der Straßen durch Marksteine bestimmt wäre; daher es den Besitzern der Häuser Mühe macht, dieselben an einem andern Platze einzuschieben. Es gibt hier nur ein einziges steinernes Gebäude. Dieß ist die Börse, welche sich durch ihre Größe, aber nicht durch besondere Bauart auszeichnet. Zu den übrigen vorzüglichsten Gebäuden gehört das Arsenal für die Kriegschiffe, und zwei oder drei gut eingerichtete Hospitäler, welche nicht sowohl für die Colonisten, als für die erkrankten Mannschaften der europäischen Ostindienfahrer eine wohlthätige Zuflucht sind. In allen Theilen von Port Louis gibt es kleine, vor=

treffliches Trinkwasser enthaltende Bäche, worüber Brücken führen. Ehedem flossen in der Regenzeit mehre wilde Ströme durch die Stadt; man hat ihnen aber, weil sie den Hafen durch die mit sich führende Erde zu verschütten drohten, andere Wege gebahnt.

Die Berge, welche Port Louis umgeben, sind mit Chinawurzeln (Chinawurz) bedeckt. Diese Gewächse vertrocknen in der Hitze des Sommers dergestalt, daß sie die Eigenschaft des Zunders annehmen und durch den kleinsten Feuerfunken in Flammen gesetzt werden. Kurz vor meiner Ankunft auf der Insel hatte ein solcher Brand Statt gehabt. Einige benachbarte Gehölze waren davon ergriffen, und nur mit Mühe vom gänzlichen Verbrennen gerettet worden. Die ganze Landschaft hatte daher ein höchst trauriges und abschreckendes Ansehen.

Im Hintergrunde dieser öden Berge ragt ein Fels hervor, welcher gegen 500 Fuß über der Meeresfläche erhoben ist. Auf dem Gipfel, der sich nur mit Mühe besteigen läßt, hat man eine treffliche Aussicht nach der Stadt und dem Hafen, über das benachbarte Meer und, auf der andern Seite, über einige fruchtbare Landstriche. Der angenehmste Gegenstand, der sich hier dem Auge darbietet, ist ein angränzendes, mit romantischen Partien versehenes Thal. Dieser Fels und dieses Thal waren daher die Gegenden, wohin ich oft, des häufigen Regenwetters ungeachtet, meine Wanderungen anstellte.

Port Louis ist, als der Sitz des Handels und der Regierung, ein sehr lebhafter Ort. Die hier ansässigen Franzosen haben mit denen des Mutterlandes fast nichts als die Sprache gemein. Durch das heiße Klima und den Verkehr mit den indischen Nationen ist ihr Charakter sehr ausgeartet. Sie kleiden sich durchgängig in Zeuch und Nanking und führen eine ganz morgenländische Lebensweise. Gewinnsucht und Ueppigkeit haben die meisten edeln Eigenschaften verdrängt. Man strebt nach Reichthum, um Bedürfnisse zu befriedigen, die man sich durch eigener Hände Arbeit zu verschaffen scheut. Es ist daher aller Sinn für Kunst und Wissenschaft erloschen. Die Erziehung der Kinder bleibt den Sklaven, so wie alten Soldaten überlassen, welchen man, wenn sie lesen und schreiben können, Lehrerstellen anvertraut. Einige wenige lassen ihre Söhne in Europa erziehen. Es steht indeß zu hoffen, daß die in allen Klimaten sich mehr gleich bleibenden Engländer, welche die Colonie seit der Besitznahme derselben schon in mancher Hinsicht verbesserten, auch auf den Geist und die Veredlung dieser ausgearteten Franzosen einen wohlthätigen Einfluß haben werden.

Es wohnen in Port Louis auch viele Indier, vorzüglich Malaien, so wie Freineger. Diese Leute nähren sich hauptsächlich von dem Kleinhandel, der Schifffahrt, dem Fischfang und von Handarbeiten, und leben übrigens nach ihren verschiedenen Landessitten, deren nähere Beschreibung mich hier zu weit führen würde.

Ich kann jedoch nicht verschweigen, daß ich, während meines dortigen Aufenthalts, oft Gelegenheit hatte, den tückischen und trügerischen Charakter der Indier, besonders der Malaien, so wie die große Sittenlosigkeit der zahlreichen Sklaven kennen zu lernen.

Viele von denjenigen Franzosen, welche die innern Theile der Insel bewohnen, sind fast gänzlich in den Zustand der Natur zurückgekehrt und führen ein patriarchisches Leben. Ackerbau und Viehzucht machen ihre einzige Beschäftigung aus. Sie gehen barfuß, kleiden sich in blaue Leinwand und schränken ihre Genüsse auf Reiß und Pataten, auf Kaffee und Flangourin ein. Letzteres ist ein Getränk, das aus dem gegohrnen Safte des Zuckerrohrs bereitet wird.

In Hinsicht des Handels ist die Insel France ein sehr wichtiger Platz. In der Mitte von zwei Endpunkten der Erde, Europa und Indien, bietet sie beiden eine Niederlage für ihre Waaren dar; daher ein starker Tauschhandel Statt findet. Ueberdem verschickt man viel einheimische Producte mit großem Vortheil. Ich will die Waaren, welche hier den meisten und beßten Absatz finden, nicht anzeigen, weil seit der Besitznahme der Colonie durch die Engländer große Veränderungen im Handel vorgegangen sind. Während meines Dortseins war er, trotz des bestehenden Krieges, sehr lebhaft. Im Hafen befand sich eine Menge französischer und anderer europäischer, so wie indischer neutraler Schiffe, und kein Tag verging, wo nicht wich-

tige Geschäfte auf der Börse gemacht wurden. Ueberdieß gaben die französischen Fregatten, und die vielen Kaperschiffe, die man unterhielt, der Handelsthätigkeit einen großen Schwung. Denn sie führten durch die gemachten Prisen sehr reiche Schiffsladungen ein, und waren überhaupt den Engländern so gefährlich, daß diese die Insel France als ein Raubnest betrachteten.

23.

Umstände, die unsere Absicht, die indischen Gewässer zu beschiffen, vereiteln — man macht Anstalt zur Rückreise nach Frankreich. Listiger Diebstahl eines Malaien. Wir langen, nach einer kurzen Fahrt, wohlbehalten an der Mündung der Loire an.

Wir hatten volle drei Wochen in dieser Colonie verlebt, ehe wir mit dem Ausschiffen unserer Ladung, die hauptsächlich in Wein, in wollenen und seidenen Zeuchen bestand, fertig wurden. Unter der Zeit war ich häufig, um die Waaren zu überliefern, in den Packhäusern der Kaufleute beschäftigt gewesen. Jetzt folgten acht ruhige, geschäftlose Tage, während welcher Herr Dupois Anstalten zur beabsichtigten Reise nach den indischen Gewässern traf. Ich schöpfte nun freier Athem und benutzte diese Muße, um die oben mitgetheilten, die Insel und ihre Einwohner betreffenden Nachrichten zu sammeln.

Nach Verlauf dieser Zeit — am 23. Mai — kamen zwei Kaper mit einer englischen Prise von 24 Kanonen an; ihnen folgte ein französischer Avanturier, der an der Küste Koromantel gute Geschäfte gemacht hatte. Die Mannschaften aller dieser Schiffe stimmten in der Aussage überein, daß die englischen Kreuzer sich zahlreich im indischen Meere versammelten und die Beschiffung desselben sehr unsicher machten. Drei oder vier indische Fahrzeuge, die den folgenden Tag einliefen, verbreiteten sogar das Gerücht, daß die Engländer seit kurzem einige französische Corsaren und Kauffahrer weggenommen hätten. Die Unruhe der Franzosen in der Stadt wurde hierdurch sehr aufgeregt, und sie begannen dem Ende ihrer Herrschaft auf Isle de France, die sich jedoch noch einige Zeit erhielt, mit Schrecken entgegen zu sehen. Das Zusammentreffen dieser Umstände war es, was den Herrn Dupois plötzlich bestimmte, seinen weit aussehenden Reiseplan aufzugeben und eilig in den Schoos des Vaterlandes zurückzukehren. Er besorgte daher ungesäumt eine Ladung für unser Schiff, die von neuem meine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. So blieb denn der Hauptzweck meiner Reise, die Küsten Indiens kennen zu lernen, unerfüllt.

Den Tag unserer Abfahrt von Isle de France bezeichnete ein für mich unangenehmer Vorfall, welchen ich, seiner Sonderbarkeit wegen, umständlich erzählen will. Unsere Mannschaft erhielt am Morgen die Erlaubniß, an's Land zu gehen, um sich die nothwendigen Bedürfnisse für die Reise einzukaufen. Zugleich wurde mir vom Herrn Dupois der Auftrag ertheilt, derselben einen Theil ihres Gehalts auszuzahlen; denn die Verwaltung der Kasse gehörte mit zu meinen Geschäften. Ich setzte mich dem zu Folge, wie es üblich ist, auf dem Hinterdeck an einen Tisch, mit dem Aus-

gabebuch und dem Gelde vor mir. Ein Röllchen Goldstücke steckte ich in meine Rocktasche. Als ich, während des Auszahlens, desselben bedurfte und danach griff, fand ich es nicht, wohl aber den Boden der Tasche zerschnitten. Der Verdacht des Diebstahls fiel auf einen Malaien, der zum Gefolge des angekommenen Lootsen gehörte. Er hatte schlafend hinter mir auf dem Deck gelegen und war eben aufgestanden. Allein es wurde nichts bei ihm gefunden. Der Thäter blieb unentdeckt, bis man endlich am Abend, als die Anker gelichtet wurden, zur Stärkung der Kräfte Branntwein austheilte. Den Malaien zwang das Getränk zum Husten und — er sprudelte einen Dukaten hervor. Kurz, der Schurke hatte das Geld den ganzen Tag im Munde gehalten, das er nun nicht länger verbergen konnte. Daß wir dieß nicht eher bemerkten, kam daher, weil man gewohnt war, die Malaien, welche beständig Betelblätter kauen, mit geschwollenen Backen zu sehen.

Wir gelangten am Abend — es war der 20. Juni — in See, und ließen Isle de France bald hinter uns. — Die Rückreise nach Frankreich zähle ich unter die glücklichsten Seereisen, die ich gemacht habe. Unser flüchtiges Schiff durchschnitt, von den Winden begünstigt, die Fluthen des Meeres, und legte einen Grad nach dem andern zurück. Ich will nicht sagen, daß wir von Stürmen völlig verschont blieben, denn wird wohl, ohne von ihnen beunruhigt zu werden, eine Seereise gemacht? — aber es waren solche, die keine schädlichen Folgen hatten, und daher mit dem letzten heftigen Windstoße vergessen wurden. Wir erblickten am 9. November 1808, nach einer Abwesenheit von beinahe zehn Monaten, die Küsten von Bretagne und ankerten um Mitternacht wohlbehalten an der Mündung der Loire.

gabebuch und dem Gelde vor mir. Ein Röllchen Goldstücke steckte ich in meine Rocktasche. Als ich, während des Auszahlens, desselben bedurfte und danach griff, fand ich es nicht, wohl aber den Boden der Tasche zerschnitten. Der Verdacht des Diebstahls fiel auf einen Malaien, der zum Gefolge des angekommenen Lootsen gehörte. Er hatte schlafend hinter mir auf dem Deck gelegen und war eben aufgestanden. Allein es wurde nichts bei ihm gefunden. Der Thäter blieb unentdeckt, bis man endlich am Abend, als die Anker gelichtet wurden, zur Stärkung der Kräfte Branntwein austheilte. Den Malaien zwang das Getränk zum Husten und — er sprudelte einen Dukaten hervor. Kurz, der Schurke hatte das Geld den ganzen Tag im Munde gehalten, das er nun nicht länger verbergen konnte. Daß wir dieß nicht eher bemerkten, kam daher, weil man gewohnt war, die Malaien, welche beständig Betelblätter kauen, mit geschwollenen Backen zu sehen.

Wir gelangten am Abend — es war der 20. Juni — in See, und ließen Isle de France bald hinter uns. — Die Rückreise nach Frankreich zähle ich unter die glücklichsten Seereisen, die ich gemacht habe. Unser flüchtiges Schiff durchschnitt, von den Winden begünstigt, die Fluthen des Meeres, und legte einen Grad nach dem andern zurück. Ich will nicht sagen, daß wir von Stürmen völlig verschont blieben, denn wird wohl, ohne von ihnen beunruhigt zu werden, eine Seereise gemacht? — aber es waren solche, die keine schädlichen Folgen hatten, und daher mit dem letzten heftigen Windstoße vergessen wurden. Wir erblickten am 9. November 1808, nach einer Abwesenheit von beinahe zehn Monaten, die Küsten von Bretagne und ankerten um Mitternacht wohlbehalten an der Mündung der Loire.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Richter, Theodor Friedrich Maximilian,

T. F. M. Richters Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805 - 1817
Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann

Bd.: 3. Reise von Hamburg nach Bordeaux und über Saint Louis nach Isle de F
rance, mit besonder Hinsicht .

Dresden [u.a.] 1831

44.1028-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703722-5